P. o. germ.
1811
w(1

P. o. germ.
1811 w (1 Pichler

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im frauzösischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20061.

<36607042370014

<36607042370014

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Erster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1820.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Lindauerische Bibliothek

Leonore.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Erster Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1820.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Baron Wallner an Frau von Valsin.

*** den 15. Aprill 1797.

Ich schreibe Ihnen schon wieder, meine schöne Freundinn, obwohl ich auf meinen letzten Brief seit fünf Wochen keine Antwort erhielt, und also Recht hätte, ein Bißchen zu schmollen, wenn das, Ihnen gegen über, möglich wäre. Aber wenn ich auch weder schmollen kann noch darf, so ist es mir doch unmöglich, über Ihre lange Abwesenheit ganz ohne Ärger zu bleiben; und so eine hübsche Sache kindliche Zärtlichkeit seyn mag, so finde ich sie doch im gegenwärtigen Falle herzlich langweilig, und Ihre schätzbare Frau Mutter könnte kaum sich selbst oder Ihnen einen größeren Gefallen thun, wenn sie wieder gesund werden möchte, als mir. Was soll ich denn mit so mancher Stunde meines Tages machen, die

ich sonst in Ihrer Gesellschaft köstlich verbrachte? Womit soll ich diese peinlichen Lücken ausfüllen, wohin mich wenden, um einen Verlust zu ersetzen, den mir in der ganzen großen Stadt nichts, schlechterdings nichts vergüten kann? Denn wo fände ich wieder Verstand, Schönheit, Anmuth und Witz in so harmonischem Bunde, jedes für sich selbst reizend und in dem göttlichen Verein unwiderstehlich? Und ich hatte es gefunden, ich genoß das überschwengliche Glück, ich durfte mir schmeicheln, zu dem Cirkel Ihrer vertrautern Freunde zu gehören, vor welchem die reiche Fülle Ihres Geistes, der hinreißende Zauber Ihres ganzen Wesens sich ungehindert im freyen schönen Spiele zeigte. Da muß ein feindlicher Dämon Ihre Mutter aufs Krankenbett werfen; und nun fliegen Sie zu ihr, lassen bereits durch zwey Monathe den Kreis ihrer zahllosen Verehrer mißmuthig sich nach Ihnen sehnen, und bringen so viele Tage Ihres Lebens die der Freude und Ihren Freunden geweiht seyn sollten, an dem traurigen Lager einer siechen Mutter zu. Wissen Sie wohl, daß Sie einen Raub begehen, und wir Sie vor dem Tribunal Amors und der Grazien darüber belangen werden? Denn seit Sie von uns gewichen sind, sind

auch Frohsinn, Scherz und heitere Laune mit Ihnen entflohen.

Aber im vollen Ernste, meine schöne gnädige Frau! Ich wünschte Sie jetzt sehnlichst zurück, und aus mehr als einer Ursache. Es ist ein neuer Stern an unserm Himmel erschienen, der allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, und allem Ansehen nach, wenn anders meine Welt- und Menschenkunde mich nicht betriegt, nicht allein zu den seltensten Erscheinungen in seiner Art gehört, sondern auch vielleicht bedeutenden Einfluß auf das System unserer gesellschaftlichen Verhältnisse haben wird. Doch ohne Allegorie zu sprechen, unser rechtskundiger Freund, Herr von Wichmann, ist, Gott weiß auf welchen Wegen, zum Vormund über ein sehr liebenswürdiges und sehr reiches Mädchen ernannt worden, die er zu seiner Schwester Schöndorf in die Kost gegeben hat. Die Mutter, eine phantastische Frau, wie es aus allem scheint, hatte nun freylich Herrn von Wichmann nicht im Testament ernannt, sondern die Sorge für ihre zärtlich geliebte Tochter einem alten treuen Freunde ihres verstorbenen Mannes übergeben; unglücklicher oder glücklicher Weise aber starb der ernannte Vormund wenige Monathe nach der Mutter,

und Herr von Wichmann, der aus Erfahrung weiß, wozu ein reiches Mündel nützt, wußte es so zu karten, daß die Gerichte ihm die Vormundschaft auftrugen. Sie wissen, er versteht seine Sachen zu betreiben, und man sagt, er habe dieß Mahl mit einem Steine zwey Würfe machen, sich die einträgliche Vormundschaft, und seinem jüngern Neffen Schöndorf ein reiches Weib verschaffen wollen, und darum sey Fräulein Leonore Brandner — so heißt die neue Schönheit — zu seiner Schwester gegeben worden. Daß er, was die zweyte Hälfte betrifft, die Rechnung ohne Wirth gemacht habe, davon läßt er und seine Schwester sich freylich nichts träumen; aber wir wissen es besser. So lange Schöndorf die Verbindung mit seiner hübschen Kaufmannsfrau hat, wird aus jenem Projecte nichts, obwohl er nicht klug ist, und weit besser thäte, beyde Sachen, die sich, mit ein Bißchen Klugheit, gar wohl vereinigen lassen, zusammen zu nehmen. Das habe ich ihm schon ein paar Mahl gesagt; aber er ist noch zu verliebt, um von einer vernünftigen Vorstellung etwas hören zu wollen, und wenn Fräulein Brandner alle die Eigenschaften, die ihr die Sage beylegt, besonders in Finanzsachen, wirklich besitzt, so werde

ich mich wohl hüthen, Heinrichen noch öfter zuzureden, und lieber versuchen, welchen Eindruck meine Person und mein Betragen auf sie zu machen im Stande seyen.

Doch da habe ich Ihnen auf einmahl alles geplaudert, was ich Sie erst langsam und nach manchen Vorbereitungen errathen lassen wollte, nähmlich, daß ich Lorchen, seit ich sie kenne, genau studiere, wenn ich so sagen darf, daß ich mir eine Idee von ihrem Charakter entworfen, und auf diesen einen allerliebsten Plan gegründet habe, der mir hoffentlich nicht fehlschlagen wird. Aber eben, weil ich meiner Einsicht nicht ganz traue, weil ich nicht weiß, ob ich den Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes richtig aufgefaßt habe, wünschte ich Sie zurück, und würde von Ihrem Scharfblick, von Ihrer Weiblichkeit jene Beobachtungen erwarten, welche meine Art, die Dinge zu betrachten, und selbst mein Geschlecht mich zu machen hindern. Unstreitig haben die Damen hierin eine eigene Gabe, ich möchte sagen, einen feinen Tact von der Natur erhalten, der ihnen das oft auf den ersten Blick und ganz unfehlbar erkennen läßt, was uns Männern bey allen unsern Vorkenntnissen und langwierigen Menschenbeobachtungen doch noch

oft entgeht. Ich glaube, man könnte von ihnen sagen, sie fühlen sich in die Charaktere der Menschen, mit denen sie umgehen müssen, hinein, und empfinden das Urtheil, was sie darüber fällen sollen; und dieß empfundene Urtheil wird sie um desto sicherer leiten, als sinnliche Wahrnehmungen stets weniger Täuschungen unterworfen sind, als abstracte Ideen und gewagte Hypothesen. Besonders aber wird ein Weib in ihrem eigenen Herzen immer den untrüglichsten Schlüssel zu den verborgensten Tiefen eines andern Weiberherzens finden, und den Gehalt und Werth desselben weit besser würdigen, als wir Männer, wenn nur kein Neid, keine Eifersucht die ruhige Beobachtung hindert. Aber das ist es eben, was euch so oft irre leitet, und wovon ich jetzt eben bey unserer Freundinn Juliane ein auffallendes Beyspiel sehe. Sie wissen, daß es Julianen Schöndorf weder an Verstand noch geübtem Kennerblicke fehlt, um die Menschen zu bemerken und zu würdigen; dennoch läßt sie, wie es mir vorkommt, Lorchen allzu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Sie betrachtet sie mit so viel Geringschätzung, behandelt sie im Gefühle ihrer Uberlegenheit an Weltkenntniß und Lebensklugheit so sehr als Kind und Unmün-

dige, daß es mir scheint, Julianens Urtheil sey nicht so unbefangen, als sie selbst es vielleicht glaubt, und Lorchens unbestreitbare Vorzüge, die sich gerade da am liebenswürdigsten zeigen, wo Julchens Charakter manches zu wünschen übrig läßt, ließen dieß stolze und der allgemeinen Huldigung gewohnte Geschöpf eine allzu furchtbare Nebenbuhlerinn in dem sanften, immer gleichen, immer gefälligen Mädchen finden. Wie dem auch seyn mag, so hoffe ich alles von Ihrer Zurückkunft, und will Ihr Urtheil durch keine vorschnelle und vielleicht unrichtige Behauptung bestechen. Daß ich aber Sie, meine schöne Freundinn, so ganz geschickt zu Lorchens Beurtheilung, und so ganz über allen Neid und alle mögliche Collisionen mit diesem wahrhaft anziehenden Wesen erhaben glaube, um mit voller Zuversicht ein unbefangenes Urtheil zu erwarten, das sollte Ihnen wohl eine treue Bürgschaft für die hohe Meinung seyn, die mein Herz von Ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hegt, und die — zürnen Sie nicht über diese Anmaßung! — auch selbst ein Glücklicherer als ich, der beneidenswürdige Van der Werth nicht inniger, nicht wärmer empfinden kann.

Zweyter Brief.

Frau von Valsin an Baron Wallner.

G** den 2. May 1797.

Sie hätten wenigstens vor acht Tagen schon Antwort von mir erhalten, wenn ich recht mit mir selbst darüber hätte einig werden können, ob ich Ihnen zürnen sollte oder nicht; und so lange ich das nicht wußte, wäre es mir eine platte Unmöglichkeit gewesen, Ihren schmeichelhaft unartigen Brief zu beantworten. Das werden Sie selbst einsehen. Sagen Sie mir aufrichtig, wollen Sie mich bestechen? Sind Sie in Ihr Lorchen verliebt, oder wollen Sie mich auf eine kitzliche Probe stellen, und so eine Art von moralischem Versuch an mir machen, ob wohl die Erscheinungen, die Sie an meinem Charakter sehen würden, in Ihre Hypothese passen, und sie bestätigen würden oder nicht? War's das nicht? Sollte ich mich getäuscht, und zum er-

sten Mahl in meinem Leben etwas Böseres hinter Ihren Absichten gesucht haben, als wirklich dahinter steckt? Doch da sich das alles nicht auf der Stelle beantworten läßt, so will ich großmüthig darüber hinausgehen, und, allen Groll vergessend, die Frage beantworten, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, und ohne daß Sie sie deutlich aussprachen, doch unverkennbar der einzige und Hauptinhalt Ihres ganzen Briefes ist, die Frage nähmlich: was ich von Ihrem Lorchen halte?

Ich kenne zwar dieß merkwürdige Mädchen nicht, ich habe sie nie gesehen, und mehr als zwanzig Meilen trennen mich von ihr; dennoch aber hat ein freundlicher Dämon, bekannt mit den Herzensnöthen meines abwesenden Freundes, mir, oder vielmehr ihm, den Gefallen gethan, mich vorläufig ziemlich genau von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ich wußte wirklich drey Tage, ehe ich Ihren Brief erhielt, mehr von Lorchen, als Sie vielleicht selbst wissen, und Ihr Brief diente nur dazu, mein vorgefaßtes Urtheil zu bestätigen. Wie ich dazu kam? Geduld! Sie sollen alles hören, wenn es Zeit seyn wird, den geheimnißvollen Schleyer zu lüften. — Vor vier Wochen ungefähr befand ich mich im Geiste plötz-

lich bey Schöndorf in einer ihrer glänzendsten Gesellschaften. Da öffnete sich die Thür, und herein trat zuerst die majestätische Juliane in allem blendenden Glanze ihrer Junonischen Schönheit; hinter ihr schwebte an Lisettens Arm ein zartes schlankes Wesen in den Saal. Das dunkle sinnende Auge haftete am Boden, und ihre Schüchternheit erlaubte ihr kaum, es zuweilen auf Momente zu erheben; das braune Seidenhaar wallte in natürlichen Locken, ihr Anzug war weder modern noch auffallend, und doch fühlte man sich versucht, diese sittsamen lieblichen Formen als Mode nachzuahmen. Die Blicke der jungen Herren waren sogleich auf sie gerichtet. Sie schien das zu fühlen. Eine leichte Rosenfarbe flog über das etwas blasse Gesichtchen, und sie setzte sich am äußersten Ende des Cirkels dort hin, wo die minderhelle Beleuchtung ihr eine Art von Unbemerktheit zuzusichern versprach. Die Stutzer nahten sich ihr. Man merkte ihr an, daß das schale Geplauder sie nicht unterhielt. Jetzt wurde zum Fortepiano gegangen. Die Gesellschaft drang in Julianen, sich hören zu lassen. Sie ließ sich lange, sehr lange bitten -- so lange, daß, wenn ich mitgebethen hätte, mir alle Geduld vergangen wäre. Endlich setzte sie sich hin,

und spielte eine prächtige Sonate; aber kein Zureden war im Stande, sie zum Singen auch nur Eines Liedchens zu bringen. Sie hatte Migraine, war heiser, kurz, übel gelaunt. Nun trat Baron Wallner hinzu, wendete sich mit seiner gewohnten feinen Art an die Fremde, und bath sie zu singen. Sie erröthete, und entschuldigte sich mit ihren wenigen Kenntnissen; als aber die gutherzige Lisette mit einem herzlichen: o liebes Lorchen, spiel' und singe mir zu Gefallen! in sie drang, ging sie schnell an's Clavier, zog die seidenen Handschuhe aus, und nun gaukelten zehn niedliche Finger, aus Rosengluth und Lilienschnee gewebet, wie eben so viele Sylphen über die Tasten, und lockten, ohne auf überwundene Schwierigkeiten Anspruch zu machen, durch ein leichtes feines Spiel so liebliche Töne aus dem Claviere, daß man ein anderes Instrument zu hören glaubte. Man bath sie zu singen. Sie that es ohne weitere Umstände, und sang ein artiges Liedchen mit melodischer Stimme und meisterlichem Vortrage. Man klatschte ihr lauten Beyfall zu, ihr Gesicht überzog sich mit Purpur, sie stand schnell auf, neigte sich, und verbarg sich im Kreise der andern Mädchen. Nun war Julianens Migraine auf ein-

mahl verschwunden. Sie setzte sich hin, und präludirte mit einer solchen Kühnheit, Stärke und Präcision, daß alles erstaunt und bewundernd horchte, und nun fiel sie mit ihrer hellen Stimme ein, und sang eine Italienische Bravourarie, die nur Crescentini besser singen kann. Ein lärmender Beyfall belohnte ihre Bemühung, und Heiserkeit und üble Laune waren so weggeblasen, daß sie nun eine Stunde lang am Fortepiano sitzen blieb, und mit der größten Gefälligkeit alles sang und spielte, um was man sie bath. Freylich war die Fremde ganz in Schatten gestellt; nur wenige Männer, unter denen ich aber in meinem Traume Sie immer deutlich unterschied, beschäftigten sich um sie, und hatten über jenen Schimmer dieses milde Licht nicht vergessen. Die unsichtbare Rolle, die ich an diesem Abend spielte, gewährte mir nicht allein den Vortheil, alles ungehindert bemerken, sondern auch hier und da in die Herzen der Menschen blicken zu können, ein Vortheil, den ich nicht zu theuer durch das Opfer der Unsichtbarkeit erkauft zu haben glaubte. Vermittelst dieser Gabe entdeckte ich nun in dem Herzen der stolzen Juliane einen tiefgegründeten Widerwillen gegen ein Mädchen, das sie in so manchem Betrachte verdunkeln

konnte, und das besonders auf die Länge und dauerhaft zu fesseln versprach, wo jene nur des ersten blendenden Eindrucks sicher war.. In der Seele der Fremden aber fand ich trotz der Schüchternheit und Verwirrung, in der sie war, kein geringes Wohlgefallen über den Eindruck, den sie gemacht hatte, und besonders ein — aus Dankbarkeit und Achtung gemischtes Gefühl von Wohlwollen, welches sie zu dem Manne zog, der ihr durch seine Bitte den ersten Anlaß zu diesem Genusse verschafft hatte, und der sie auch jetzt mit einer Zartheit, Ehrerbiethung und Feyerlichkeit unterschied und behandelte, die mich an diesem Manne so komisch dünkte, daß ich meiner Geisterhaftigkeit vergaß, laut auflachte, und über dieses Gelächter aus meinem Traum erwachte, ehe ich Zeit hatte, auch in seinem Herzen zu lesen. Doch was ich damahls nicht sehen konnte, hat mir sein Brief mehr als zu deutlich gezeigt, und ich bin nun vollkommen versichert, daß mein Traum, der ohne dieß, wie alle bedeutenden Träume, mit der Morgenröthe gekommen war, auch aus dem hornenen Thore gegangen ist.

Doch Scherz bey Seite; denn ich fühle wohl, daß ich meine Geisterrolle nur so lange behaupten könnte, bis Sie sich erinnerten, daß Van

der Werth an jenem Abend nebst Ihnen bey Schöndorf und Zeuge jener Scenen war, die er mir, freylich nicht ganz so, wie ich sie Ihnen beschrieb, in einem Briefe mittheilte. Sie werden manche Züge darin finden, die ich nicht von einem Beobachter Ihres Geschlechtes, sondern von Weiberhand haben muß. Und so ist es denn auch wirklich. Juliane hat schon in zwey Briefen von der schönen Fremden Meldung gemacht, und aus ihren und Van der Werth's Nachrichten habe ich mir ein Bild von Lorchen und ihren Verhältnissen gegen Julianen und gegen den planvollen Liebhaber, der sich ihrem Herzen nach allen Regeln der feinsten Tactik nähert, entworfen, das der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Vermöge dessen kann ich zwar Ihren Entwurf nicht anders als billigen, muß Ihnen aber als eine treue Freundinn die größte Achtsamkeit und Klugheit empfehlen, um ja nie aus Ihrer, Ihnen etwas fremden und drückenden, Rolle zu fallen. Glauben Sie mir! Es gibt nichts Forderndes, nichts Anspruchvolleres auf der Welt, als so ein gar sanftes, zartes, aus lauter Schönheitssinn und Empfindung zusammen gewebtes Wesen, und es ist erstaunlich, welches reizbare Gefühl, welchen überfeinen

Tact diese Leutchen haben. Der kleinste Mangel an Aufmerksamkeit, ein Ausbruch von unschuldigem Spott, ein unzarter Ausdruck, eine unbedeutende Zweydeutigkeit empört ihr leicht zu reizendes Wesen, und scheucht sie gewaltsam auf. Kommen solche Züge denn nur ein paar Mahl vor, so ist es um ihre gute Meinung von der Person, an der sie sie bemerken, gethan; sie gehört nun zu den gemeinen Seelen, zu den rohen Naturen, und aus dieser moralischen Hölle ist bey jenen hohen Geistern keine Erlösung mehr. Bedenken Sie das, mein Freund, und prüfen Sie sich genau, ob das Glück, ein schönes und reiches Weib zu bekommen — denn ich vermuthe, daß die hundert tausend Gulden keinen geringen Antheil an Lorchens Liebenswürdigkeit bey Ihnen haben werden — die gewaltsame Spannung, die immerwährende Selbstverläugnung, und das ganze Gewebe von Verstellung und List vergelten kann, dem Sie sich durch lange Zeit werden unterwerfen müssen! Ich hoffe jetzt in wenig Tagen nach meinem lieben *** zurück zu kehren; denn meine gute Mutter ist fast ganz hergestellt, und bedarf meiner nicht mehr. Wie sehr ich mich darauf freue, wie herzlich ich mich darnach sehne, werden Sie mir ohne Schwur

glauben. Über dieß ist mein Mann auch schon ungeduldig, mich so lange im Hause zu vermissen; und obwohl weder sein Kopf noch sein Herz etwas von diesem Bedürfnisse weiß, so gibt es doch eine Menge kleiner häuslicher Geschäfte, bey welchen ihm seine fleißige Ehewirthinn und erste Magd ganz unentbehrlich geworden ist. Ich werde also so sehr eilen, als mir möglich ist, und freue mich nebst dem Vergnügen, alle meine Freunde wieder zu sehen, auch nicht wenig auf die Bekanntschaft des ätherischen Mädchens, und die Unterhaltung, welche Baron Wallner in der Rolle des schmachtenden, übersinnlichen Liebhabers dem unterrichteten Zuschauer verschaffen wird. Und nun leben Sie wohl! Grüßen Sie Van der Werth tausend Mahl, und sagen Sie ihm, daß ich ihm den Tag meiner Überkunft pünctlich melden werde; denn ich zähle darauf, ihn noch vor *** zu sehen.

Dritter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 3. May 1797.

Dein Brief, den ich vorgestern erhielt, hat mich aus einer wahrhaft peinlichen Lage gerissen. Fünf Wochen waren vergangen, und ich hatte kein Lebenszeichen von dir gesehen, keine Antwort auf vier dringende Briefe erhalten. Die Schreckbilder, die sich meine Phantasie über die Ursache dieses Stillschweigens schuf, alle die Krankheiten, Unglücksfälle, die ich mir als möglich, als wahrscheinlich, ja oft als gewiß dachte, kannst Du Dir nicht vorstellen, und ich würde mich schämen, sie zu erzählen; ja in dem Verhältnisse, worin ich jetzt lebe, würde ich mich sogar durch die bloße Ahnung, daß ich mir solche Schreckbilder schaffen konnte, lächerlich machen. Und das war's eben, was mich am meisten und

schmerzendsten drückte. Ach, ich fühlte mich wieder so ganz allein, so unendlich verlassen, so von allem, was mir auf Erden theuer war und ist, gerissen, wie im Anfange meines Aufenthalts hier. Je mehr Menschen mich umgaben, je größer das Gewühl war, desto drückender war mir mein Fremdseyn unter diesen wandelnden Gestalten; denn mehr waren sie nicht für mich. Manches Mahl mußte ich mich entfernen, und meinem Herzen, das unter der Centnerlast dieses Gefühles zu brechen drohte, durch einen Thränenstrom Luft machen.

Wie seltsam hatte das Schicksal mit mir gespielt! Ich, die bis in mein neunzehntes Jahr nie aus den schützenden Mauern des mütterlichen Hauses gekommen war, deren weiches Herz, von Kindheit an immer nur durch Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit gepflegt, nie die rauhe Berührung einer fremden kalten Hand erfahren hatte, ich, die von Mutter, Schwester, und Geliebten immer mit allzu großer, unverdienter Schonung und Güte behandelt worden war — ich mußte nun durch den Tod meiner Mutter, gerade als du schon verheirathet und Ferdinand abwesend war, in die Welt hinaus gestossen werden. Zwar so lange mein guter er-

ster Vormund lebte, fand ich in seinem stillen Hause, in dem freundschaftlichen Umgange seiner edlen Gattinn und Tochter Trost und Beruhigung für meinen großen Verlust, und, wieder mit Liebe und Geradheit behandelt, fühlte mein Herz den Abstand des mütterlichen Hauses zu dem seinigen nicht sehr. Aber als der Tod auch dieß Band zerriß, als ich nun wie ein herrenloses Gut in ganz fremde Hände überging, und plötzlich durch einen Zauberschlag aus der tiefsten Stille in das lärmende Gewühl des Schöndorf'schen Hauses, mitten in den Strudel der großen Welt versetzt wurde, da wurde mir sehr sonderbar und sehr übel zu Muthe. Ich erkannte bestimmt, und mit einem Gefühle, das mein Herz in seiner innersten Tiefe verwundete, was mancher Dichter von dem Gegensatze des Ideals und der Wirklichkeit singt. Ich war aus einer phantastisch-schönen idyllischen Welt auf einmahl in die wirkliche versetzt worden, die mich von allen Seiten beunruhigend, lärmend, schmerzend umgab, und jedem meiner Gefühle gerade zu widersprach. O meine Therese! Wie gern wäre ich entflohen! Wie oft entwarf meine aufgeregte Phantasie in den qualvollen Stunden meiner schlaflosen Nächte die abentheuerlich-

sten Plane, wie ich mich aus dem Hause schleichen, heimlich einen Wagen bestellen, und zu Dir fliehen wollte! Wenn dann ein mitleidiger Schlummer meine Lebensgeister beschwichtiget hatte, und am andern Morgen der helle Tagesstrahl der Vernunft die phantastischen Geburten der Nacht beleuchtete, dann fand ich freylich, daß ich thöricht entworfen hatte, und noch thörichter ausgeführt haben würde. Aber Du kannst aus diesem Geständnisse schließen, in welcher Stimmung meine Seele sich damahls befand.

Nach und nach hört nun freylich diese Spannung auf; und hätte nicht in diesen letzten Tagen die Angst um Dich meine Phantasie so unangenehm beschäftigt, so könnte ich sagen, ich fange an, mich leidlich in meine neuen Verhältnisse zu fügen. Es sind nun zwey Monathe, daß ich in diesem Hause lebe. Wie wohlthätig hat sich die Natur an uns armen Sterblichen bewiesen, da sie uns die Gewohnheit, mit solchen stillwirkenden, aber allmächtigen Zauberkräften versehen, zur Begleiterinn gab! Wie manches, das mir im Anfange, als ich hierher kam, unleidlich schien, ist mir jetzt durch Gewohnheit gleichgültig. Wie manches, das mir unverzeihlich vorkam, lernte ich zuerst entschuldigen, und bey vie-

len Gelegenheiten mußte ich es sogar billigen, weil es viel tausend Dinge gibt, die freylich, wenn man sie für sich allein betrachtet, Tadel verdienen, aber gerade an ihrem Orte, zu dieser Zeit nicht allein nicht tadelnswürdig, sondern sogar zu empfehlen sind! Du weißt zum Beyspiele, wie wir beyde von jeher über das Kartenspiel dachten. Je nun, meine liebe Therese, seit ich diese aus so heterogenen Gliedern gemischten Gesellschaften, diesen Hang zur Verleumdung, dieß Auflauern auf Worte, Blicke, Äußerungen, Anzüge u. s. w. kennen gelernet habe, segne ich die Erfindung des Kartenspiels, diese bunten Blätter, die auf einmahl den steifen Kreis der Damen trennen, die fluthende Menge in viele kleine Häufchen theilen, und, indem sie den Eigennutz, und durch ihn Hoffnung und Furcht in ein lebendiges Spiel setzen, die herumschwärmenden boshaften Blicke und Gedanken auf einen Punct fest halten. Du wirst mir freylich einwenden, das Mittel sey nicht viel besser als das Übel; aber der Eigennutz, der beym Spiele in Bewegung gesetzt wird, ist, obgleich eine niedrige Leidenschaft, doch verzeihlicher, als die Schmähsucht, und stiftet bey Weitem nicht so viel Böses.

Doch mußt Du nicht glauben, jene elenden Behelfe mit den Karten seyen das einzige Mittel, die Gesellschaft zu zerstreuen und zu unterhalten. Nein, man hat in manchen Häusern, und besonders bey uns, auch bessere, gesellschaftliche Spiele, Tanz, Musik. Juliane, die älteste Tochter, singt und spielt das Fortepiano in einem hohen Grade von Vortrefflichkeit; der ältere Sohn des Hauses, der zwar schon verheirathet ist, aber selten einen Gesellschaftstag bey seinen Ältern versäumt, ist Meister auf der Violine; seine Frau, ein artiges Geschöpf, singt leidlich; der zweyte Sohn, Heinrich, hat eine angenehme Stimme; dann sind noch mehrere aus den fleißigern Besuchern des Hauses musikalisch, z. B. ein gewisser Baron Wallner, der einen reinen Tenor singt, und viel Musik versteht, auch überhaupt ein artiger Mann ist. So bringen wir denn leicht ein kleines Concert zusammen, und unterhalten uns recht angenehm; und da diese kleinen Übungen meinen Fleiß in der Musik anspornen, und meinen Geschmack bilden helfen, so gewähren sie mir zugleich beydes, Vergnügen und Nutzen. In solchen Stunden, wo bloß der reine geistige Genuß vortrefflicher und gut ausgeführter Musikstücke meine Seelen-

kräfte angenehm beschäftigt, vergesse ich aller lästigen Verhältnisse und trüben Stellen in meinem Schicksale, und schmecke auf Augenblicke jenen innern Frieden, jene harmonische Thätigkeit aller meiner Kräfte, die von jeher das Ziel meiner Bestrebungen, der höchste Grad irdischer Seligkeit für mich waren, und die ich leider in meiner jetzigen Lage so selten fühle.

Überhaupt unterscheidet sich mein jetziger Zustand von meinem vorigen hauptsächlich dadurch, daß ich damahls am glücklichsten war, wenn ich, ganz in mich selbst zurückgezogen, von allen zerstreuenden Gegenständen entfernt, langsam und in vollen Zügen die Seligkeit meines stillen Glückes im Arme der Liebe oder Freundschaft genoß, und mich an dem behaglichen Zustande meines Gemüthes gleichsam beschauend mit innigstem Dankgefühle gegen den Schöpfer weiden konnte. Jede Zerstreuung, jeder äußere Vorfall, der mir einen Blick oder ein kleines Hinhorchen abnöthigte, störte meine Seligkeit und minderte sie. Jetzt, unzufrieden mit meiner Lage, getrennet von allem, was mir theuer war, fliehe ich mit ängstlicher Sorgfalt jeden Rückblick auf meinen Gemüthszustand; ich gehe am liebsten aus mir selbst heraus, hasche begierig nach jeder Zer-

streuung, die mich mir selbst entfremden und mir auf Augenblicke einen täuschenden Schein von Zufriedenheit und Genuß gewähren kann, und ich bemerke, daß die meisten Menschen um mich her es eben so machen. Glücklich oder unglücklich, zufrieden oder mißvergnügt, trachtet alles nur sich selbst zu entfliehen, und strebt mit rastloser Geschäftigkeit und mit oft nicht geringem Zeit- und Geldaufwande, um Zerstreuungen zu ersinnen oder zu genießen, die so recht alle Geistesthätigkeit erschöpfend beschäftigen, und die ganze Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände heften können. Daher je lärmender, desto lieber; und wenn nun vollends auch die natürliche Ordnung des Tages oder der gewohnten Beschäftigung auffallend gestört, und alles so zu sagen auf den Kopf gestellt wird, ist es ihnen am allerliebsten. Sind erst die Zimmer so voll gedrängt mit Menschen, daß man sich kaum bewegen, und vor Unruhe mit Niemand ein zusammenhängendes Gespräch führen kann, wogt und fluthet die Menge sumsend, wie ein Bienenschwarm, hin und her, ertönt neben den Spieltischen eine rauschende Musik, reizen leckerhafte Erfrischungen und Näschereyen ihren Gaumen, und währt das alles noch dazu bis um ein oder

zwey Uhr nach Mitternacht, dann haben sie einen angenehmen Abend genossen, und fühlen sich vergnügt.

Ferdinand schreibt fleißig, und seine Briefe sind die einzige wahre Freude, die ich hier genieße. O wann wird die selige Zeit kommen, die ihn mir wiederbringt! Auch er ist äußerst unzufrieden mit dem Gange der Begebenheiten, und besonders mit dem Aufenthalt, den man für mich gewählt hat. Er hat freylich in den allermeisten Stücken Recht; aber in einigen, dünkt mich, geht er doch zu weit, und macht sich Schreckbilder, wo gar nichts zu besorgen ist. Er fürchtet für meinen innern Frieden, für das Glück meines Lebens, für unsere Liebe, ja sogar für meine Tugend. Schwärmer! dachte ich, als ich den Brief las. Doch rührte er mich tief, und ich gelobte ihm mit heißen Thränen, so übertrieben ich seine Äußerungen fand, von Neuem warme Zärtlichkeit und unverbrüchliche Treue. Nein, Ferdinand! Die große Welt soll dein Mädchen nicht verderben, soll dir ein Herz nicht rauben, das unter deiner Leitung, für dich, mit dir gebildet wurde. Kehre nur wieder, biethe mir die Hand, mich aus dem Geräusche zu retten, öffne mir in deinem Arm eine Freystätte,

wohin ich als deine Gattinn fliehen kann, und du wirst sehen, wie gern, wie freudig ich die große Welt mit allen ihren schimmernden Reizen verlassen, und wie unbefangen und unverdorben ich zu dir und zu meiner theuern stillen Einsamkeit zurückkehren werde. Ich werde abgerufen — es ist Besuch da. Lebe wohl, liebe Schwester! Ich will den Brief sogleich schließen, denn es ist heute Posttag.

Vierter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 1. Junius 1797.

Nein, meine theure geliebte Schwester! ich verdiene deine Vorwürfe nicht. Ich hänge nicht so sehr an den Freuden der Welt, als du zu glauben scheinest; aber ich kann nicht läugnen, daß ich manches Angenehme in dieser Lebensart finde, die nur durch den scharfen Contrast mit meiner vorigen mir im Anfange so peinlich war. Das verliert sich nach und nach. Ich habe mich an manches gewöhnt, und manches kennen gelernt, was an sich selbst gewiß für jeden gebildeten Menschen Werth haben muß; und das zu erkennen und zu würdigen, ist ja Pflicht, und kann gar nicht einmahl vermieden werden, wenn man nicht vorsetzlich mit zugedrückten Augen durch die Welt gehen, und jede Berichtigung seiner Begriffe vermeiden will. Es würde Dir gewiß eben

so gehen, wenn Du hier wärest. Die Leichtigkeit des Umgangs, der gute Ton, der in manchen Cirkeln herrscht, die Eleganz der Formen in Häusern, Meublen, Kleidungen, der Umgang mit so vielen wirklich gebildeten Menschen, der mannigfaltige Umtausch der Ideen, die Abwechselung von Gesellschaften und Unterhaltungen gewähren nicht bloß den Sinnen und der Phantasie eine angenehme Beschäftigung, sondern dienen, wie ich sehr wohl fühle, auch dazu, den Geist auszubilden, den Geschmack zu berichtigen, den Schönheitssinn zu wecken und zu nähren. Zwar werden diese höheren Forderungen nicht in allen, ja eigentlich zu reden, nur in den allerwenigsten Cirkeln erfüllt; aber wo sie es werden, da schwelgt auch Verstand und Geschmack in Genüssen, von welchen ich vorher in meinem stillen einfachen Leben keine Vorstellung hatte. So habe ich neulich die Bekanntschaft einer gewissen Frau von Walsin gemacht, die mit den Schöndorf'schen sehr genau bekannt ist, und jetzt nur auf einige Zeit bey ihrer Mutter abwesend war. Welch eine Frau, Therese! Stelle Dir eine äußerst anziehende Gestalt vor, nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber noch voll Lebhaftigkeit und raschen Gefühls. Eine unnach-

ahmliche Anmuth begleitet jede ihrer Bewegungen, und die Wahl ihres Anzuges könnte immer zur Regel für uns andere gelten, wenn es nur die andern auch so verständen, wie sie, jedes Bändchen, jede Blume so zu stecken, daß man gestehen muß, es könnte nicht anders seyn, wenn es schön seyn sollte. So reizend das Äußere dieser Frau ist, so anziehend und zauberisch ist auch ihr Umgang. Sie spricht die meisten Sprachen so fertig, wie ihre Muttersprache, und diese selbst mit dem reinsten Hochdeutschen Accent — eine wahre Seltenheit in unsern Cirkeln; sie zeichnet und mahlt als Künstlerinn, sie kennt die neueste Literatur vollkommen, und daß ihr auch die ältere nicht unbekannt ist, hätte mir schon ihr richtiger Geschmack gezeigt, wenn ihr auch nicht hier und da kleine Bemerkungen und Ausdrücke entschlüpft wären, die es verriethen, obwohl sie diese Kenntniß, so wie überhaupt alle andern in den gewöhnlichen Cirkeln sorgfältig verbirgt. Mit desto liebenswürdigerer Offenheit enthüllt sie die Schätze ihres Verstandes in dem kleineren Cirkel ihrer vertrautern Freunde; und in diesen Gesellschaften bey der Valsin war es, wo mein Geist zuerst jene Freuden kennen lernte, von denen ich im Anfange meines Briefes

sprach. Diese interessante Frau zeichnete mich sogleich beym Anfange unserer Bekanntschaft auf eine Art aus, die mir sehr schmeichelhaft und um so erwünschter war, weil unsere Juliane, die auch zu der Gesellschaft der Valsin gehört, und wegen ihres gebildeten Geistes diesen Platz wohl verdient, mich im Gefühle ihrer Überlegenheit an Welt- und Menschenkenntniß immer so, ich möchte sagen, schnöde behandelt hat. Du wirst das vielleicht Eitelkeit nennen, liebe Therese! Vielleicht ist es auch das; aber ich konnte nicht umhin, mir in jener Auszeichnung und überhaupt im Valsin'schen Hause sehr zu gefallen. Auch versammeln sich dort nicht bloß artige und witzige, sondern auch manche gelehrte Männer, deren unterrichtender Umgang mir unendlich schätzbar ist. Unter den erstern zeichnet sich vor allen jener Baron Wallner aus, von welchem ich Dir, wie ich glaube, schon einmahl geschrieben habe. Alle Wochen ein Mahl ist so ein Abend bey der Valsin, durch ein kleines Souper geendigt, wozu die wenigen Personen, die sie ihrer besondern Achtung würdigt, gebethen sind. Es herrscht bey Weitem nicht die Pracht und Verschwendung, welche bey Schöndorf, und in manchen andern Häusern recht bis zum Übermuth ge-

trieben wird; aber alles ist niedlich, geschmackvoll, und wo der Geist so angenehm beschäftigt wird, vergißt man gern auf die Befriedigung der Sinne. Überhaupt ist dieß Haus, Trotz des bekannten Reichthums des Herrn von Walsin, im Vergleich mit dem Schöndorf'schen und anderen sehr eingeschränkt; auch scheint mir aus Allem, daß die gute Frau in ihren häuslichen Verhältnissen nicht glücklich ist. Ihr Mann ist wenigstens um dreyßig Jahre älter als sie, und nicht im Stande, an den feinen Vergnügungen Geschmack zu finden, die das Glück seiner Gattinn ausmachen, und ihr ihre Lage und Abhängigkeit von einem mürrischen, alten, und, wie man sagt, geitzigen und rohen Manne ertragen zu helfen scheinen. Wie dem immer sey, sie beträgt sich vor der Welt ganz gut gegen ihn, und weiß ihr Schicksal, wie ihren Putz und ihren Körper, mit unbeschreiblicher Anmuth zu tragen. O wenn Ferdinand diese Frau wird kennen lernen, dann wird er mich nicht mehr so streng über mein Vergnügen an der großen Welt tadeln, und ihre Liebenswürdigkeit wird ihn mit manchem aussöhnen, was ihm jetzt unverzeihlich dünkt. Es ist doch sonderbar, wie verschieden der Umgang mit der Welt und den Menschen

auf uns beyde gewirkt hat! Ferdinand scheint, je länger er reiset, je mehr Menschen er kennen lernt, desto schlechter von ihnen zu denken, desto scheuer und verschlossener zu werden; ich hingegen, die die Bühne der großen Welt wohl mit nicht geringeren Vorurtheilen dagegen betrat, fühle diese immer mehr und mehr verschwinden, und finde tausend Reize und Annehmlichkeiten, von welchen ich vorher keinen Begriff hatte. Ist das nicht sonderbar? Und dennoch ist es so. Ich sehe das aus jedem seiner Briefe, in welchen sich jene Ansichten, und eine Art von Sorge, ja von Angst, ich möchte zu viel Gefallen an diesen gefährlichen Freuden finden, deutlich aussprechen. Wir haben schriftlich schon manche Erklärung, ja manchen Zank, wenn ich so sagen darf, darüber gehabt. Das ist nicht gut; es ist überhaupt nicht recht, daß zwey Menschen, welche Schicksal, Erziehung und Liebe so ganz mit und für einander geschaffen und gebildet hatten, von derselben Sache so ganz verschieden gerührt werden. Ach! Was gäbe ich darum, wenn Ferdinand mit meinen Augen sähe, oder wenn ich nie die Dinge kennen gelernt hätte, die ihm so abscheulich vorkommen!

Doch warum quäle ich mich mit finsteren Vorstellungen! Unsere Liebe wird alle Unebenheiten ausgleichen, sie wird uns Beyden Nachsicht und Schonung gegen verschiedene Meinungen einflößen, ja, sie wird selbst diese Verschiedenheit aufheben, und in zwey Wesen, die von ihrer Kindheit an bis auf diesen Zeitpunct keinen Gedanken, kein Gefühl kannten, das nicht vollstimmig und im reinsten Einklange aus dem Herzen des andern wiedertönte, diese beseligende Harmonie wieder herstellen. Nicht wahr, Therese, ich habe nichts zu fürchten? Blum wird mich ertragen, und ich werde mich kindlich in seinen, mir von jeher theuern Willen fügen; es wird alles gut gehen.

Fünfter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

*** den 20. Junius 1797.

Ich weiß zwar nicht, ob dieser Brief ein besseres Schicksal haben wird, als so manche seiner Vorgänger, ob er mitten durch zwey streitende Heere seinen Weg in ein von unsern Feinden besetztes Land finden wird, und ich bin auch durch diese Rücksichten in manchem Puncte sehr beschränkt; denn wer weiß, in welche Hände er fallen, und wie man meine Ansichten der Dinge, die ich nun einmahl unmöglich in die gewöhnlichen Formen schmiegen kann, deuten und auslegen möchte. Indessen es ist mir Bedürfniß, Ihnen, meine mütterliche Freundinn, zu schreiben, Ihnen, welche von je her, so lange Sie in unserm Hause lebten, und auch jetzt,

seit die große welterschütternde Katastrophe Sie von meiner Seite gerissen hat, die einzige waren, und sind, mit der ich, ohne Gefahr mißverstanden zu werden, und ohne mich über Armseligkeiten ärgern zu müssen, aufrichtig sprechen kann. Warum hat das Schicksal mich in diesen Kreis von armseligen, verächtlichen, oder, wenn's hoch kommt, mittelmäßigen Menschen gebannet? Warum konnte ich nicht das Licht in Ihrem Vaterlande oder auf den Alpen der Schweiz erblicken? Dann hätte ich den großen Kampf streitender Kräfte, der das Wohl der Menschheit auf Jahrhunderte entscheiden muß, vor meinen Augen vorgehen gesehen, ich hätte vielleicht daran Theil genommen, meine Rolle, gleich den gepriesenen Göttinnen der Seine, einer Tallien, Louvet, Staël mitgespielt, oder ich wäre in dem Sturme zu Grunde gegangen, wie Charlotte Corday, und so viele tausend Opfer der Fusilladen und der Guillotine, und dieß zweck- und fruchtlose Daseyn wäre entweder ruhmvoll oder wenigstens nicht alltäglich geendet worden.

Aber so — und hier! hier, wo das armselige Volk um mich her, unbekümmert um die großen Vorgänge, sein kleinliches Wesen in Un-

terhaltungen und zwecklosen oder unbedeutenden Geschäften treibt, nie weiter denkt, als wie es sich den nächsten Tag unterhalten, oder in welchem Anzuge oder Equipage es sich nächstens auf der Promenade zeigen wird! Wahrlich das Leben ist herzlich schal! Ich stürze mich geflissentlich recht mitten in den Strom der großen, und, wie man sie nennt, gebildeten Welt, um vielleicht doch ein Mahl in dem Wirrwarr einigen Ersatz für die arme Wirklichkeit zu finden, die mich umgibt. Vergebens. Langeweile und Ekel verfolgen mich überall, und meine Tage haspeln sich einer wie der andere, höchstens der durch eine Spazierfahrt, jener durch eine Stadtneuigkeit bezeichnet, einförmig und ermüdend ab. Wie lange soll das fortwähren? Sehen Sie, liebe Hortense, wenn ich nur verliebt werden könnte! Wenn es nur möglich wäre, daß eines von den schwächlichen flatternden Geschöpfen, die wie Mücken um das Licht, nicht meiner Vorzüge, sondern meines Reichthumes schwärmen, — glauben Sie nicht, Hortense, daß ich das vollkommen zu unterscheiden weiß? — mir Achtung einflößen könnte, wahre Achtung, Ehrfurcht, ohne welche meinem Herzen Liebe undenkbar ist! Aber das kann gar nicht seyn, und ich brauche

mich bey Ihnen in keine nähere Erklärung des Warum und Wenn einzulassen. Sie kannten die jungen und die älteren Männer in dem Kreise, der uns vor sechs Jahren umgab. Diese sind freylich größten Theils verschwunden; aber die jetzt an ihre Stelle getreten sind, sind um kein Haar besser, ja beynahe noch schlechter. Auch unter meinem Geschlechte finde ich keinen Ersatz. Die Valsin war und bleibt noch stets die Perle unter allen. Sie wissen, welches Urtheil wir einst von ihr gefällt haben. Sie hat tausend Vorzüge, aber auch tausend Eigenheiten, in denen ich mit ihr nicht harmoniren, und über die ich mich eben so wenig in einem näheren Verhältnisse hinaussetzen könnte. So kann ich ihr z. B. ihre noch immer fortwährende Parteylichkeit für den einmahl geliebten Wallner — jetzt noch nach zwölf Jahren — und ihr neues Verhältniß mit dem Grafen Van der Werth nicht recht verzeihen. Nicht daß sie liebt, das ist's nicht, was ich an ihr tadle; denn daß sie ihren Mann nicht lieben kann, ist ihr wohl zu verzeihen, und daß sie sich zu entschädigen sucht, auch, obwohl ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle nicht so gehandelt, ich hätte mit meinem Schicksale gerungen, und eine Art von stolzer Beruhigung darin

gefunden, seinen Schlägen nicht so feige auf einem Nebenwege auszuweichen. Das ist's also nicht, wie gesagt, was ich an ihr tadle; aber daß sie diesen Grafen lieben kann, dieß zierliche, parfümirte Geschöpf, dessen ganze Kenntnisse in Logogryphen und Charaden bestehen, und seine Talente in Verfertigung witziger Bouts-rimés und Calembourgs, das ist mir unbegreiflich von einem Weibe, die selbst echten Witz und reiche Talente besitzt. Ich fürchte, liebe Hortense, der Graf zahlt reichlich, und das ist sein Hauptverdienst. Ich fürchte, sage ich; denn es dünkt mich unaussprechlich niedrig, einen sonst unbedeutenden Menschen nicht bloß zu dulden, sondern ihm Liebe zu heucheln — mehr kann es nicht seyn — weil er uns reiche Geschenke macht. Dem sey, wie ihm wolle, Sie sehen, und ich fühle, mit der Valsin ist es nichts. Indessen sind wir einander gut, und die fürchterliche lange Weile verläßt mich noch am längsten, wenn ich mit ihr oder in ihrem Hause bin, wo sich wirklich ein gewählter Zirkel von Menschen einfindet, und wo doch von etwas Besserem, als von Neuigkeiten, Moden und Spiel gesprochen wird.

Ich habe noch eine andere Bekanntschaft ge-

macht, die auf einer Seite nicht ohne Interesse, auf der andern aber so ganz das Widerspiel meines Wesens ist, daß bey aller Gerechtigkeit, die ich ihr widerfahren lassen muß, doch zwischen uns beyden eine Art von ewigen Kriege bestehen wird, wie unter Grenznachbarn, und vielleicht aus derselben Ursache. Wir stehen uns zu nahe.

Mein Oheim hat sich wieder ein reiches Mündel verschaft — Sie kennen seine Künste — und dieß Mündel ist bey uns in die Kost gegeben worden; eine gewisse Leonore von Brandner, hübsch, reich, voll Kenntnisse, voll Talente, sanft, gefällig, gutmüthig. Nun das wäre ja etwas für Sie! höre ich Sie sagen. Nein, liebe Hortense, das ist doch nichts für mich. Das ist so ein weiches, schmelzendes Geschöpf, so ohne Charakter, ohne Menschenkenntniß, ohne alle auch nur gewöhnliche Klugheit, eine solche Taubeneinfalt, daß es mir unmöglich ist, auch nur in den geringsten Dingen mit ihr übereinzustimmen. Und doch hat das Dämchen verzweifelt viel Stolz, ja auch eine Portion Eitelkeit; und es soll mich wundern, wenn diese Eitelkeit nicht zur Schlinge wird, in der ihr Herz und ihr Glück sich auf ewig erbärmlich fangen. Baron Wallner

stellt ihr nach, er hat sie durchschaut, wie denn das nicht schwer ist; sein Plan ist gut angelegt, und ich wette, sie geht in die Falle. Zwar hat sie schon eine Art von Verbindung mit einem jungen, reichen, und wie man sagt, sehr hübschen Banquier, der jetzt auf Reisen ist, und mein Oheim hatte noch ein anderes Plänchen mit ihr und meinem Bruder Heinrich entworfen. Daraus wird aber nichts, denn Heinrich hat ein Verhältniß mit einem Weibe; indessen das weiß man nicht, und sucht in dieser glücklichen Unwissenheit das Mädchen von ihrer ältern Verbindung auf tausenderley Art loszumachen. Man führt sie zu allen Unterhaltungen, man schmeichelt ihr, man macht ihr das Köpfchen drehend, und man jagt sie gerades Weges in Wallners aufgespanntes Netz, der vorsichtig und schlau im Mittelpuncte seines Gewebes gleich einer Spinne lauert, und jeden Schritt, den die andern für sich thun, und jede Blöße, welche seine unerfahrne Göttinn häufig genug gibt, zu seinem Vortheile zu benutzen weiß. Er hat sich jetzt zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen, und es ist zum Lachen für jemand, der sein Spiel so ganz durchsieht, und ihn so genau kennt, wie ich, zu sehen, mit welcher Zartheit des Gefühls, mit welcher

strengen Moralität und welcher unaussprechlichen Sanftmuth, die durch einen gewissen männlichen Ernst noch mehr Werth erhält, dieser zweyte Lovelace seine Rolle zu spielen weiß. Ich begreife nur nicht, wo er die Maske hergenommen hat; denn in seinem Innern hätte ich gemeint, läge auch nicht ein Zug von dem, was er äußerlich scheint. Er macht aber seine Sachen vortrefflich, und könnte wohl eine Klügere täuschen, als diese Leonore ist. Sie schmiegt sich mit Kindersinn an seinen Geist, und es ist zum Erstaunen, welchen Fortgang sie in der kurzen Zeit in Rücksicht ihres äußern Betragens gemacht hat. Doch bleibt es für's erste bey den allgemeinen Unterredungen über die Welt, die Menschen und das nöthige Verhalten gegen sie, und er ist fein genug, das Wort Liebe nicht zu nennen, ja sie überhaupt keine solche Absicht auch nur ahnen zu lassen, um sie nicht zu verschüchtern, welches bey ihren schwärmerischen Begriffen von Treue und ihrer Anhänglichkeit an ihren ersten Geliebten gewiß geschehen würde. Aber er macht täglich Riesenschritte in ihrer Achtung und Zuneigung, um so mehr, da er das einzige gebildete Wesen von dem andern sowohl als unserm Geschlechte ist, das sich ihr mit freundlicher

Theilnahme nähert, und ihr zugleich Achtung einflößt.

Daß die Valsin die letztere Wirkung nicht auf sie gemacht hat, ist mir aus einigen entfallenen Reden Leonorens deutlich geworden, und es ist wohl sehr begreiflich. Ein Mädchen von ihrer überspannten Denkart kann das Verhältniß, in welchem die Valsin zu van der Werth steht, unmöglich ohne Widerwillen und Tadel betrachten. Indessen fühlt sie sich doch von dem unwiderstehlichen Zauber dieses reizenden Wesens angezogen, und der nähere Umgang mit ihr und Wallners Unterricht werden sie bald jene zu gewissenhaften Bedenklichkeiten als unnütz und kleinstädtisch verwerfen lehren.

Ich stehe denn so dabey, mache meine Bemerkungen, und das ist noch das einzige, was mir auf einige Zeit wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ach Hortense! Warum kann ich nicht zu Ihnen fliegen? Warum fesseln mich bey allem Schein von Freyheit doch tausend lastende Verhältnisse? Ich möchte mit Klärchen im Egmont ausrufen: Ich bin frey, und in dieser Freyheit liegt die Angst der Ohnmacht!

Und warum soll ich denn hier bleiben? Wäre es gar so ein abenteuerlicher oder unausführ-

barer Entschluß, wenn ich zu Ihnen käme? Wahrlich, je mehr ich dem Dinge nachdenke, je reiflicher ich alle Schwierigkeiten, die tausenderley Hindernisse, das maulaufsperrende Erstaunen meiner Bekannten, ihr albernes Geschwätz darüber, das Urtheil der Menge u. s. w. erwäge, desto reizender erscheint mir mein Plan. Je nun, wer weiß, was noch geschieht. Leben Sie wohl, theure, mütterliche Freundinn, und schreiben Sie mir sehr bald.

Sechster Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 30. Junius 1797.

Er ist hier! Ferdinand ist hier! Therese! Theile mein Glück und meinen Schmerz! O er ist der edelste beste Mann auf der Erde! und ich das glücklichste Geschöpf durch seine Liebe! Und doch möchte ich lieber weinen als lachen. Aber Du wirst mich nicht verstehen, ja Dich vielleicht an mir ärgern. Nun so höre denn den ganzen Hergang so ordentlich und vernünftig, als mein hochklopfendes Herz, das sich bald in Freuden- und bald in Wehmuths-Thränen ausgießen möchte, ihn zu erzählen vermag! Vorgestern kam er an. Ich wußte den Tag seiner Ankunft nicht genau vorher, und hatte ihn nicht so bald erwartet. Still saß ich an meinem Arbeitstische

und beschäftigte mich eben, die Brieftasche fertig zu machen, womit ich ihn bey seiner Ankunft beschenken wollte. Da öffnete sich rasch die Thür, ich blicke hin, und — Ferdinand fliegt mir entgegen. Was ich zuerst sagte oder that, weiß ich nicht; nur als ich mich besinnen konnte, lag ich an seiner Brust, und meine Thränen flossen reichlich. Wir vermochten beyde lange nicht zu reden, und auch sein männliches Auge floß über. Endlich als der erste Freudentaumel vorbey war, fingen wir an, über unsere Schicksale, unsere Hoffnungen zu sprechen; und ach Therese! — was mußte ich hören! Sie werden wieder nicht erfüllt, diese freundlichen, lachenden Hoffnungen, wenigstens jetzt nicht, und die Ursache dieser Verzögerung ist so beschaffen, daß, obgleich sie mich innig schmerzt, ich mich doch darüber freuen, ja stolz darauf seyn muß. Liebe Schwester! Was sind unsere Vorhaben, unsere Gewißheiten? Spinnengewebe, die des Westes leisester Hauch zerreißt! Wie sicher hoffte ich nicht, sobald Ferdinand angekommen seyn würde, endlich das Band geknüpft zu sehen, wozu wir beyde von unserer Jugend an bestimmt, erzogen und gebildet wurden, das tausend neidische Umstände früher zu knüpfen hinderten, das stets

das Glück meines Lebens gemacht hätte, aber jetzt mir mehr als je unverschiebbar nothwendig schien! Und doch müssen wir wieder warten, und mehrere Monathe werden vergehen, ehe ich Ferdinands Gemahlinn heißen kann. Dieß Mahl ist er selbst Schuld daran. Sein Bruder hat durch eine unglückliche Speculation, noch mehr aber durch den Fall von mehreren Correspondenten so beträchtliche Summen verloren, daß er auf dem Puncte stand, selbst Bankerott zu machen. Er schrieb Ferdinanden seine traurige Lage, und der edelmüthige Bruder flog zu ihm, gab ihm alles, was er entbehren konnte, und verwandte seinen Credit, ihm noch mehr zu verschaffen, bis er ihn endlich ganz und so schnell als möglich gerettet hatte. Der glückliche Bruder, ein liebenswürdiges Weib, und fünf Kinder danken Ferdinanden nun ihr ganzes zeitliches Glück. Aber diesen starken Aufopferungen machen ihm für einige Zeit Einschränkung zur Pflicht, und er darf vor mehreren Monathen nicht an die Erweiterung seines Haushaltes und alle die unausweichlichen Ausgaben denken, welche die erste Einrichtung einer auch noch so mäßigen Wirthschaft nothwendig macht. Siehe, so muß ich nun wieder warten, und wenn ich gleich Ferdinands Ge-

sinnungen, welche Schuld an dieser Verzögerung sind, ehren muß, so darf ich doch Dir gestehen, daß ich in meinen jetzigen Verhältnissen mehr als je vor diesem Aufschub zittere. Ich weiß, daß Blum meinen Aufenthalt in diesem Hause mißbilliget, und ich weiß auch, daß es unmöglich ist, meinen Vormund zu bewegen, mich wo anders hinzugeben. Wo sollte ich auch mit mehrerem Anstande seyn können, als bey seiner Schwester? Denn zu dir zu gehen, daran darf ich nicht denken, weil Wichmann findet, es wäre wider seine Pflicht, wenn er mich der Gelegenheit beraubte, die jedem Weibe nöthige Welt- und Menschenkenntniß zu erlangen, und sich immer ärgert, wenn ich diese Saite berühre. Setze noch hinzu, daß Blum auch bereits anfängt, meinen Geschmack an dem Leben, das ich hier führe, zu tadeln, daß er jederzeit zum Mißtrauen und zu einer düsteren Ansicht der Dinge geneigt war: so wirst Du mich keiner übertriebenen Furcht beschuldigen können, wenn ich Dir gestehe, daß ich bange vor der Zukunft bin, und tausend unangenehmen Scenen zwischen Blum, mir, dem Vormunde, und vielleicht dem ganzen Hause entgegen sehe. Wie wird das noch enden? Welche Stürme stehen mir vielleicht noch

bevor? Schilt mich nicht, Therese; aber ich kann mich einer gewissen trüben Ahnung nicht erwehren. Auch Ferdinand ist nicht so heiter, wie ehemahls, und das so lang ersehnte, so heiß gewünschte Wiedersehen hat uns das Glück nicht gebracht, das wir beyde davon erwarteten. Ist es vielleicht das allgemeine Loos der Menschheit, daß uns die Erwartung mit schöneren Versprechungen schmeichelt, als die Wirklichkeit hält, und liegt dieß in der Unart des menschlichen Herzens, das, allzu selbstsüchtig, mit keiner Freude, wie die Wirklichkeit sie biethen kann, zufrieden ist? Oder, Liebe, ist es ein Zeichen, daß in unseren Seelen ein Ideal von Seligkeit liegt, dem kein irdisches Vergnügen entsprechen kann, weil nichts Irdisches hoch und rein genug ist, um jene himmlischen Bilder in ihrer ganzen Schönheit zu verwirklichen? Und sollte das nicht ein Beweis von unserer mehr als irdischen Abkunft und Bestimmung seyn? Damit habe ich mich schon oft zu trösten versucht, wenn mein begehrliches Herz so gar keine Befriedigung in den Gegenständen fand, die mich umgaben; ein Fall, der mir, seit ich aus dem Schooße der Meinigen gerissen wurde, viel öfter als vorher begegnet ist.

Mein Leben geht übrigens seinen gewohnten Gang fort, und mich unterhält die bunte Welt, die vor meinen Blicken in immer wechselnden Farben, Gestalten und Beziehungen herumgaukelt; ja es gibt, wie ich Dir schon gesagt habe, Unterhaltungen und Personen, welche zwar nicht meinem Herzen, aber meinem Kopfe vollen, angenehmen Genuß gewähren. Auch hierin fürchte ich Widersprüche von Ferdinands Seite. Er beurtheilt das alles so ganz anders, und ist unzufrieden mit allem; das sehe ich ihm an, wenn er gleich aus Schonung und Liebe nicht gleich in den ersten Tagen seinen ganzen Unmuth zeigt. Er spricht wenig, aber er macht sehr oft jene Miene, die wir an ihm kennen, und mit der er deutlicher, als mit einer ganzen Predigt, sein Mißvergnügen zu erkennen gibt. Wenn ich nur so viel von ihm erhalten könnte, daß er mich gelassen und ohne Vorurtheil anhörte! Dann hoffte ich, es würde sich manches geben, er würde von seinen überstrengen Forderungen nachlassen, ich würde ihm hier und da ein kleines Opfer bringen, und es würde alles gut gehen. Warum soll ich das nicht hoffen? Wir lieben uns ja, und die Liebe hat oft größere Wunder bewirkt, als den Umtausch einiger zufällig angenommenen Vorstellungen. Nun so

will ich mich denn nicht niederschlagen lassen von meinen trüben Ahnungen, ich will hoffen, und heiter seyn. Mit heiterem Sinne greift man jedes Werk leichter an, und das Glück ist dem Frohen günstig. Lebe wohl!

Siebenter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

H*** den 10. Julius 1797.

Wenn ich nur wüßte, warum der Himmel mich gerade in dem Schooße dieser Familie geboren werden ließ, und wie es kommen konnte, daß mitten unter fünf, einander mehr oder weniger ähnlichen Wesen, ein sechstes ganz heterogenes entstehen mußte, das sich und den übrigen fünfen zur Qual, und wieder von jedem auf seine eigene Art, gequält, mitten unter ihnen leben und bleiben muß, und doch sich bey jedem täglichen Vorfall fragen möchte, wie kommst du hierher? Da sind sie nun in den Garten gegangen, — meine Ältern, meine ich — auf's Land, wie sie es zu nennen pflegen. Das

ist mir ein Landleben! Es ist halb zum Ärgern und halb zum Lachen, wenn man diesen armseligen Zwitter von Stadt und Dorf einen ländlichen Aufenthalt nennt. Das einzige, was wir gewinnen, ist, daß es noch ein Bißchen langweiliger zugeht, als in der Stadt, weil bey der kleinern Anzahl von Nachbarschaften der Kreis der Besuchenden immer derselbe ist, und dieselben Gestalten mit unbedeutenden Veränderungen alle Tage auf der Promenade und Abends beym Spiel in tödtender Einförmigkeit langweilig vor mir vorübergehen. Da sitzt sich Eines dem Anderm so nahe auf dem Halse, und hat nichts Angelegeneres zu thun, als zu forschen, wie viel der neue Hut gekostet hat, denn die Nachbarinn links gestern aufhatte, warum die Nachbarinn rechts heute mit ihrem Manne, und nicht mit ihrem Liebhaber, in die Stadt gefahren ist, was das kleine Wickelkind der dritten macht, das sie inoculirt haben, und warum die vierte gestern nicht bey dem Spiele erschienen ist u. s. w., was denn der wichtigen und interessanten Begebenheiten mehr sind. O, es ist zum Verzweifeln!

Unter andern, Leonorens Liebhaber ist angekommen, eine schöne männliche Figur, Festigkeit

und düsterer Ernst in der Miene, durch einen einnehmenden Zug von Sanftheit und weicher Güte um den Mund gemildert. Die erste Handlung, mit der er sich bey uns ankündigte, war ein Beweis von Stärke der Seele, der mich sehr zu seinem Vortheile eingenommen hat. Er stand im Begriff, Leonoren, die er innig zu lieben scheint, seine Hand, nach einer langen Trennung, zu reichen; aber sein Bruder brauchte eine ansehnliche Unterstützung an Geld, um seiner fast gesunkenen Handlung aufzuhelfen. Blum bedenkt sich keinen Augenblick, zwischen seinem und seines Bruders Glücke zu wählen, gibt ihm alles, was er ohne den größten eigenen Nachtheil nur immer entbehren kann, und setzt sich dadurch außer Stand, Leonoren vor mehreren Monathen sein nennen zu können. Dazu gehört doch wohl ein Bißchen mehr Energie des Geistes, als unsere jungen Herren gewöhnlich haben, und das ist es, was mir den jungen Mann interessant gemacht hat. Mich unterhält es, diese Erscheinung näher zu beobachten, und zu sehen, wie ein Mensch, der eines solchen Entschlusses fähig war, sich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens benehmen wird. So viel ich ihn beobachten konnte, hatte sein Betragen etwas Rauhes,

Finsteres, Verschlossenes, das an einem jungen Manne, der eben von Reisen kommt, selten ist. Seine Begriffe von Moral scheinen übertrieben strenge, so wie überhaupt seine Ansichten der großen Welt sehr sonderbar und excentrisch sind. Wir würden oft mit einander in Streit kommen, das fühle ich; aber ich meine, es würde mich unterhalten, und ihm nützen, wenn die schiefen Ecken seines Charakters im Umgange abgeschliffen würden. Doch dann wird er aufhören interessant zu seyn, und es ist ärgerlich, daß selbst der nähere und längere Umgang mit der Welt in solchen sehr individuellen Charakteren diese Individualität verlöschen, und so das Seltene, Überraschende der Erscheinung nothwendig aufheben muß, wie die Kerze eben dadurch, daß sie leuchtet, sich selbst verzehrt.

So muß mich alles peinigen, selbst, indem mich's unterhält, und jeder Genuß sich selbst zerstören. Warum das? Ich bin verstimmt, übel gelaunt, das fühle ich; und da es unartig ist, wenn man nicht wohl ist, in Gesellschaft zu gehen, und den Leuten vorzuklagen, so ist es auch nicht artig, eine liebe Freundinn mit dem Ausbruche unserer üblen Laune zu unterhalten. Leben Sie also wohl, theure Hortense, und theilen Sie

mir, wenn es möglich ist, nur einen kleinen Theil von jener Gelassenheit und Fröhlichkeit mit, die Sie so geschickt macht, nicht bloß Widerwärtigkeiten, sondern was noch ärger ist, auch Narren und Dummköpfe zu ertragen.

Achter Brief.

Frau von Valsin an den Grafen Van der Werth.

*** den 15. Julius 1797.

Mein Mann ist auf ein Paar Tage in Geschäften verreiset. Warum sind Sie nicht hier, theurer Freund, daß ich diese zwey köstlichen Tage der ungestörtesten Ruhe mit Ihnen verleben kann? Oder warum konnte mein Mann den sehr vernünftigen Einfall, mich auf ein Paar Tage in Frieden zu lassen, nicht zwey Wochen früher haben? Doch das wäre vielleicht des Glückes zu viel gewesen; und da auf dieser armen, besten Welt kein Glück und keine Pein vollkommen seyn kann, so ist's eben recht in der Regel, daß, wenn mein Hausdespot mich den ganzen Tag über mit grämlichen Anmerkungen, mit Jammer über die schweren Zeiten, und mit

fürchterlichen Schilderungen des Elends, das da noch kommen wird, müde gemartert hat, ich dann in Ihrem Umgange Entschädigung, Erhohlung und Freude finde. Hingegen, wenn ich von jener Plage erlöset bin, bedarf und verdiene ich vielleicht auch jenen Ersatz nicht. So will ich denn nicht weiter klagen, und nur die wenigen stillen Stunden, die mir meine häusliche Einsamkeit gewährt, dankbar und froh genießen. Ach, was das für ein Himmel wäre, wenn ich einmahl, ein halbes Jahr durch, keine Klagen über meine Verschwendung, keinen Vorwurf über die Armuth meiner Familie, kein Vorzählen all der Herrlichkeiten anhören dürfte, deren ich, durch die preiswürdige Verbindung mit ihm, theilhaftig geworden seyn soll! Es ist mir seit gestern Nachmittags, wo er sich abführte, so leicht, so wohl um's Herz, wie wenn man aus dem betäubenden Geklapper und Geräusche einer Mühle plötzlich heraus in's Freye kommt, und nun die liebliche Stille uns wohlthätig umfängt. Ja, lieber Adolph, wenn nur Sie jetzt hier wären, ich wäre wie im Paradiese. Wann kommen Sie denn wieder? Wie ewig lange dünken mich die acht Tage, seit ich Sie nicht gesehen habe! Sie mangeln mir überall, alles erinnert mich an Ihre

Abwesenheit, und wohl hundert Mahl des Tages überrasche ich mich bey dem Gedanken: das muß ich heute Abends meinem Adolph erzählen, darum muß ich ihn fragen; und ach — dann fällt mir schmerzlich ein, daß Adolph nicht kommt, und daß ich ihm nichts erzählen kann!

Gestern verging der ganze Vormittag mit Zurüstungen zu der großen Reise, und sechs Hände, nähmlich meine, der Jungfer und des Bedienten waren in Bewegung, um — einen Mantelsack zu packen. Sie lachen, nicht wahr? Ich hätte auch gelacht, wenn ich mich nicht hätte ärgern müssen. Aber wenn man so die erste Rolle in dem tragisch-komischen Schauspiele hat, ist es bey Weitem nicht so spaßig, als wenn man bloß zusieht. Jedes Hemd, jedes Tuch mußte zwanzig Mahl besehen, mit der größten Vorsicht gepackt, wieder herausgenommen, und mit einem andern vertauscht werden. Dieß war zu gut, und konnte durch die Reibung verdorben werden, jenes war doch gar zu schlecht, ein Stück war zu klein, das andere zu groß, eines zu lang, das andere zu kurz. Der Mantelsack sollte ganz voll seyn, damit nichts geschüttelt werden könnte, und doch sollte die Wäsche so bequem liegen, daß sie durch den Druck nicht zerknittert würde

u. s. w. Kurz, das Unmögliche sollte möglich gemacht werden, und als das nicht ging, entstand üble Laune. Der Herr keifte, die Leute brummten, ich schwieg und verschluckte meine Galle. So kamen endlich die sehnlich erwarteten Postpferde, und nach eben so viel überwundenen Schwierigkeiten, Gefahren und Zänkereyen beym Aufpacken rollte zu meiner, und ich glaube, des ganzen Hauses, Freude der Wagen mit unserm Hauskreuze davon. Ach! dachte ich, und meinte in den Gesichtern meiner Leute vollkommene Übereinstimmung zu finden: Wenn er doch so bald nicht wieder käme!

Abends ging ich zu Schöndorf, die jetzt in ihrem Garten sind, und wo ich den neuen Ankömmling, auf den wir alle längst begierig waren, Eleonorens Liebhaber, zu treffen hoffte. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, und wurde ganz angenehm durch sein Äußeres überrascht, das ich mir, dem Gerüchte zu Folge, bey Weitem nicht so elegant, und, die Wahrheit zu sagen, auch nicht so angenehm vorgestellt habe. Er ist wirklich ein sehr hübscher Mann, und ich glaube, es würde nur auf ihn ankommen, da er sehr reich ist, bedeutenden Eindruck, wo er sich nur immer zeigte, zu machen, wenn er nicht viel zu ernst

und zu pedantisch wäre. Indessen müßte mich alles betriegen — und meine Wahrnehmungsgabe hat mich doch selten irre geführt — wenn er nicht, Trotz seiner Pedanterie, schon eine sehr bedeutende Eroberung gemacht hätte, eine Eroberung, die unter vielen ihm die meiste Ehre machen, und der armen Leonore am gefährlichsten werden könnte. Ich möchte es außer Ihnen Niemand sagen, denn bis jetzt sind es bloße Vermuthungen; aber ganz kann ich mir den Triumph über die Niederlage dieser stolzen Schönen nicht versagen, die bis jetzt auf uns arme Geschöpfe, bey denen sich unter der linken Brust manches Mahl etwas zu regen pflegte, so verachtend niedersah. Hören Sie also, was ich bemerkt zu haben glaube! Juliane, die stolze, spröde, majestätische Juliane ist verliebt — und das nicht wenig — und das in einen Mann, der der erklärte Liebhaber einer Andern ist, welche sie tief unter sich glaubt, in einen Mann, der außer den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen ihr gar keine Aufmerksamkeit zeigt. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu weit gehe, und von meiner, so oft von Ihnen belachten, Vorhersehungsgabe wieder einmahl einen zu ausgedehnten Gebrauch mache; aber mich dünkt, daß diese Verliebung, wenn

ich so sagen darf, wichtige Folgen für Leonoren, Blum, und Julianen haben wird. Wir wissen alle, daß die letzte nicht gewohnt ist, eine Idee, die sie einmahl gefaßt hat, so leicht wieder aufzugeben; auch ist sie viel zu wagen im Stande, und endlich wird ihre Abneigung gegen Leonoren durch dieses Ereigniß wohl nicht vermindert, sondern vielleicht — ich kenne Julianen — zum entschiedenen Hasse werden. Auf der andern Seite höre ich, daß Blum mit Leonoren und ihrem Aufenthalte in dem geräuschvollen Hause nichts weniger als zufrieden ist, Leonore aber viel Geschmack an der Welt zu finden scheint. Überdieß rückt Wallner ihr immer näher, und fängt an, die Festung nach allen Regeln zu belagern. Dieß Alles zusammen genommen läßt mich eine recht unterhaltende Komödie erwarten, bey welcher ich eine zwar müßige, aber theilnehmende Zuschauerinn seyn werde, und ich bin äußerst neugierig, was aus dem Zusammenstoße so vieler entgegen gesetzter Neigungen und Absichten, bey Menschen von so ganz verschiedenen Charakteren, entstehen wird, wer seine Plane am festesten und zweckmäßigsten ausführen, und zuletzt Sieger bleiben wird. Kommen Sie nur bald zurück, mein Freund, daß ich mich mit Ih=

nen gemeinschaftlich an dem interessanten Schauspiele ergetzen kann; denn so allein genossen hätte es nicht die Hälfte des Reizes für mich.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Adolph! eilen Sie, Ihre Geschäfte zu schließen, und denken Sie, daß ich Sie mit liebevoller Ungeduld erwarte!

Neunter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

H** den 15. August 1797.

Die düstern Ahnungen, die ich mir vergeblich auszureden, und für Schwärmerey zu erklären suchte, bewähren sich leider immer mehr. Es ist nicht mehr alles so, wie es seyn sollte. Blum ist verändert. Die Bekanntschaft mit mehreren Menschen, die große Welt hat seine Ideen von dieser und den Menschen sehr tief herabgestimmt, sein zartes Gefühl peinlich gespannt, seine Reizbarkeit bis zum Übertriebenen erhöht, und überhaupt seinen Hang zum Argwohn und zur Eifersucht unendlich vergrößert. Bey mir hat sie die blöde Schüchternheit vermindert, meine grotesken Ansichten von der Verderbtheit der Men-

schen haben sich der Wahrheit und Duldung mehr genähert, meine schwärmerischen Vorstellungen haben von ihrer Spannung verloren, und der leichte fröhliche Umgang, die Eleganz und Zerstreuung des Lebens, das mich umgibt, erhalten meine Seele in einer angenehmen Schwebung, welche meinem sonst zu reizbaren Gefühle sehr wohl thut. Wir haben oft Erörterungen darüber, die leider nicht immer mit der gehörigen Sanftmuth und Kälte geführt werden. Ferdinand macht mir häufige Vorwürfe, bald über meinen Anzug, bald über die Zerstreuungen, denen ich mich zu sehr überlasse, wie er meint, bald über meinen Umgang mit dieser oder jener Person, bald über meine Lebensordnung; kurz es geschieht fast nichts, an dem er nicht etwas zu tadeln hätte, das er nicht anders wünschte. Ich fühle wohl, daß er in den meisten Stücken im Grunde Recht hat; aber er geht zu weit, und besonders — das ist gewiß keine Selbsttäuschung — fehlt er in der Weise, wie er mich tadelt. Ach, Therese! ich fürchte, unsere Seelen verstehen sich nicht mehr so rein, so ganz, so schnell, wie einst; und es wird lange brauchen, und noch mancher Kampf überstanden werden müssen, ehe jenes stille harmonische Verhältniß,

in dem wir einst beyde unser Glück fanden, wieder hergestellt werden kann.

Daß es doch wieder so wäre! Daß ich uns beyde hinüber zaubern könnte über diese Zeit der Stürme und Mißverständnisse, welche plötzlich und schnell zu heben, jedem von uns nach unserer jetzigen Ansicht der Dinge unmöglich ist! Wie gern ich meine Hand und alle meine Kräfte dazu biethen wollte, weiß Gott; auch bin ich unstreitig der billigere, parteylosere Theil. Ich lasse es zu, daß vieles anders und den Vorschriften der Vernunft mehr angemessen seyn könnte; aber erstlich kommt es nur auf unsere individuelle Stimmung an, um doch Trotz aller Thorheiten, die rund umher vorgehen, vernünftig zu bleiben, wie es denn überhaupt wohl bey jedem bösen oder verführerischen Beyspiele nicht so wohl auf die Macht desselben, als den Grad unserer Empfänglichkeit ankommt; und zweytens möchte ich den Stand, das Verhältniß, die Lebensweise auf der Erde kennen, an welchen nicht die Vernunft mit Recht etwas auszusetzen fände! Es ist wahr, ich lebe mitten im Geräusche, ich habe mehr Zerstreuungen, ich verwende mehr Sorge auf meinen Putz, als in dem Hause meiner Mutter; aber folgt daraus, daß ich meine mo=

ralische und Geistesbildung vernachlässige, daß ich schaal und gedankenlos werden, daß ich mich zur Coquetterie erniedrigen würde? Mich ergetzt das bunte Gewimmel, mir entgeht keine der Thorheiten, Schwächen und Armseligkeiten, die da geschehen, ich lerne die Menschen und ihr eitles Trachten nach luftigen Gütern kennen, ich unterhalte mich mit der Betrachtung der verschiedenen Charaktere und Absichten, ich gehe täglich um einige richtige Bemerkungen und Klugheitslehren reicher zu Bette, ich bilde meine Maximen und meinen Charakter. Das ist doch, wie ich denke, reiner Gewinn, der wahrlich mit einigen kleinen Aufopferungen, einigen Abänderungen in meiner einst gewohnten Lebensordnung, mit einer gefälligen Nachsicht gegen fremde Wünsche und Schwächen, und einem größeren Aufwande in Putz, den mir meine Lage unentbehrlich macht, nicht zu theuer erkauft wird. Ferdinand ist gewiß äußerst unbillig; denn er läßt mir von allem dem nichts gelten, und sieht nichts als Gefahren und Verführungen in allem, was mich umgibt, und selbst diese überspannte Ansicht, diese auffallende Parteylichkeit bürgen mir, wenn ich es genau betrachte, für das unbefangene und also richtigere Urtheil meines Geistes.

Wenn es doch möglich wäre, geistige Eigenschaften so von Einem auf den Andern zu übertragen, wie man Geld oder Geräthschaften, die dem Einen mangeln, von Andern entlehnen kann! Wie gern möchte ich Ferdinanden etwas von Wallners Gelassenheit, von seiner oft zu weit getriebenen Toleranz, die an Indolenz grenzt, von seiner Gabe, über alles, was er nicht ändern kann, mit gutartigem Witze zu lachen, mittheilen, und dafür in Wallners übrigens schätzbaren Charakter etwas von Ferdinands überflüssiger Energie, von seiner übertriebenen Strenge legen! Es würden, das versichere ich Dich, zwey ganz vortreffliche Menschen werden. Was ich thun konnte, sie einander näher zu bringen, mit einander bekannt zu machen, und durch Umtausch der Ideen eine Verschmelzung der Sinnesarten zu bewirken, habe ich oft, aber immer mit schlechtem Erfolge, versucht. Sie fliehen und stossen sich ab, wie die gleichnahmigen Pole des Magnets; kein Kunstgriff und kein offenbares Zureden ist im Stande, diese entgegen gesetzten Naturen auch nur bis auf einen gewissen Punct einander zu nähern, und es ist gerade, als ob Jeder, sich seiner Vorzüge mit übermüthigem Selbstgefühle bewußt, des Andern Verdienste,

aus Furcht verdunkelt zu werden, nicht neben sich dulden möchte. Doch auch hier ist Wallner wieder billiger als Blum, der jenen beynahe zu verachten scheint, während Wallner ihn zwar mit sichtlichem Widerwillen, aber doch immer mit der Achtung, die er Ferdinands Tugenden schuldig ist, behandelt. Das hat mich oft gekränkt; und ich nehme mir vor, nächstens mit Blum darüber zu reden, an dessen reiner schönen Seele ich den garstigen Flecken des Neids sehr ungern bemerken würde. Doch man ruft mich in den Garten, weil Gesellschaft da ist.

Zehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 20. August 1797.

Weißt Du noch, Ludwig, wie Du meiner lachtest, und über meine düstere Ansicht der Zukunft spottetest, als wir uns das letzte Mahl auf meiner Herreise sahen? Du schaltest mich einen Schwärmer, einen Hypochondristen u. s. w., Du mahltest mir Alles in rosigem Lichte, und nach Deiner Meinung war nichts leichter, als Leonoren aus dem Strudel zu reißen, der sie umgibt, und von allen Thorheiten der großen Welt wieder zu den einfachen reinen Gefühlen zurückzuführen, die einst unser Glück machten, und meines ewig machen würden, wenn sie daran theilnehmen möchte. Möchte! — Ja Ludwig! Das ist das rechte Wort. Aber sie mag nicht.

— Sie hat das Geräusch und die Zerstreuungen lieb gewonnen, ihr ist wohl unter den schaalen Menschengestalten, die sie umgeben, ihre Eitelkeit ist erwacht, und der junge Keim findet nur allzureiche Nahrung auf dem Boden, in dem er steht. Das sind Menschen, diese Schöndorf! Aber gerade so, wie ich mir sie einbildete, nicht zu verdorben, um Abscheu einzuflößen, und doch so armselig, so nichtig, daß man ihnen nicht einmahl gut seyn kann. Frau von Schöndorf ist eine ziemlich gute Mutter, eine ziemlich gute Hausfrau, eine ziemlich treue Gattinn, dienstfertig und höflich; ihr Mann und ihre Kinder, die älteste Tochter ausgenommen, (ein sehr schönes, aber, wie mich dünkt, sehr sonderbares Mädchen) sind eben solche Geschöpfe, und der Charakter der ganzen Familie ist Leichtsinn, Eitelkeit, und ein rasender Hang zu Zerstreuungen. Der Tag, den sie zu Hause allein zubringen müssen, scheint ihnen verloren, und ein Spectakel, ein Feuerwerk, das sie nicht mit ansehen könnten, wäre eine Quelle von Reue und Sorge für sie. Sie fühlen sich unglücklich, wenn die erwartete Gesellschaft nicht zahlreich genug ausfällt, und gedemüthigt, wenn eine oder einer ihrer Bekannten mit einem prächtigeren Putz,

oder in einer prächtigeren Kutsche erscheint. Das allein ist auch das Ziel ihres Dichtens und Trachtens — glänzen, sich unterhalten, und nach Allem forschen, was darauf Bezug hat. Und unter diesem Volke kann Leonore der seligen, stillen, durch Geist und Herzensgenüsse erhöhten Lebensart im Hause ihrer Mutter vergessen, und an Zerstreuungen, an Kleidertrachten und Gesprächen Geschmack finden, vor denen sie einst vielleicht gebebt haben würde! Welcher Unterschied nur in ihrer Art sich zu kleiden! Wo sind die anspruchslosen, sittsamen Formen, diese Wahl von Schnitt und Farbe hin, denen man es ansah, daß sie jedes Aufsehen zu vermeiden suchten, und die doch selbst durch ihre liebliche Einfachheit Leonoren doppelt schön machten? Es ist wahr, sie kleidet sich noch ungleich weniger frey, als alle ihre Gespielinnen; aber selbst das ist sehr wenig gesagt. Sie rennt nicht mit derselben Gierigkeit, wie diese, nach allen Zerstreuungen und Unterhaltungen; aber sie läßt sich's wohl gefallen, wenn sie sich ihr anbiethen, und ihr gebildeterer Verstand, ihr feineres Gefühl weiß sie mit einem Geschmacke und folglich mit einem Vergnügen zu genießen, das jenen ewig entgeht. Ihre schöne Seele saugt, wie die Biene,

auch aus den schlechtesten Blumen Honig, ach! und von lauter Wiesenblumen umgeben, vergißt sie, daß sie einst nur auf Rosen und Lilien lebte!

Ludwig! Wenn es möglich wäre, die Erfüllung einer Pflicht zu bereuen, so möchte ich wünschen, mich jetzt nicht außer Stand gesetzt zu haben, Leonoren meine Hand auf der Stelle zu biethen. Ich weiß es, sie liebt mich noch — warm, innig, wenn gleich nicht mehr so hingegeben, wie einst; sie würde mir folgen, sie würde die rauschende Lebensart verlassen, mir zu Liebe sich im Anfange Gewalt anthun, und, nur kurze Zeit in den Taumel verschlungen, die thörichten Gewohnheiten und Sitten der schimmernden Welt bald in dem stillen Raum unserer einfachen Wohnung vergessen. Aber es müßte auf der Stelle seyn können; sonst — ach Ludwig! laß mich das schmerzende Geheimniß an Deiner treuen Brust aussprechen! sonst fürchte ich, es möchte zu spät seyn. Mir scheint, es ahnet ihr selbst. Ihr Schrecken, als ich ihr jenes Hinderniß entdeckte, die Heftigkeit ihrer Klagen, einige entfallene Worte, alles, alles scheint mir anzudeuten, daß sie selbst den Zustand ihres Gemüths und unser Verhältniß sehr klar erkennt. Und doch ändert sie nichts, doch verharrt sie in

ihrer Lebensart, ja sie findet tausend Scheingründe, und bedient sich aller ihrer Waffen im Streite gegen mich, wenn ich ihr Vorstellungen mache, und auf eine Änderung dringe. Es flattert ein Heer von Gecken um sie; Schönheit und Reichthum, den die Sage so gern vergrößert, ziehen es an sie. Leonore achtet ihrer nicht; aber es schmeichelt ihr doch, sich so bewundert, auf jedem Schritt ehrfurchtsvoll begleitet, auf jeden Wink von zwanzig Händen bedient zu sehen. — Diese alle fürchte ich nicht. Es ist ein armseliges Geschlecht, dessen Nichtigkeit Leonore wohl kennet, nach Verdiensten würdiget, und nur als dienstbare Geister zu ihrer Verherrlichung um sich duldet. Aber da ist ein gewisser Baron Wallner, ein alter Bekannter und genauer Freund des Schöndorf'schen Hauses, eine von den abgeschliffenen glatten Seelen, die in alle Formen passen, und von den Wogen der großen Welt so auf allen Seiten abgerundet sind, wie die Bachkiesel. Das wüste Leben der Leute von gutem Ton, wie sie es nennen, oder vielleicht noch etwas Ärgeres, spricht deutlich aus diesen bleichen verfallenen Zügen, welche sonst nicht unangenehm, ja sogar regelmäßig wären, aus den erloschenen tiefen Augen, aus der gan-

zen Geistergestalt. Aber er hat Witz, Kenntnisse, Anstand, ist nie verlegen, kann stundenlang über lauter Nichts sprechen, und doch einen ganzen Cirkel unterhalten. Lorchen schätzt ihn. Er hat sich zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen. Sie hat eine außerordentlich günstige Meinung von ihm, und biethet alle ihre Kräfte auf, mich auch zu dieser Meinung zu bekehren. Das ist mir nun schlechterdings unmöglich. Mir ist der Mensch unaussprechlich zuwider, und wie das gewöhnlich wechselseitig ist, so fühle ich recht wohl, daß ich ihm auch keine Zuneigung einflöße. Aber seine große Artigkeit und die unselige Verläugnung aller Individualität, die eines der ersten Gesetze des guten Tones ist, geben ihm Kraft, mir mit einer Art von zuvorkommender Gefälligkeit und ungeheuchelter Achtung zu begegnen, die mich weit mehr empört, als wenn er mir seine Abneigung offen zeigte. Lorchen sieht das, gibt mir wohl mitunter gute Lehren über die Duldung, über die Nothwendigkeit, sich in allgemein angenommene Formen zu fügen, und richtet ihre Reden immer zwar ganz fein, aber doch nur allzu sichtlich so ein, daß ich wohl fühle, sie stellt mir Wallners Beyspiel zur Nachahmung auf. Daß mich das verdrießt, daß ich

es nicht gelassen anhören kann, kannst Du — kann irgend jemand auf der Welt mir das verargen? Und sie thut es doch, sie gibt mir, freylich sehr verblümt, zu verstehen, es wäre Anwandlung von Neid, die dem edlen Manne nicht zieme; das echte Verdienst müsse fremdes ohne Bitterkeit neben sich dulden, und so weiter. Ludwig! Ludwig! Es gehört alle mögliche Fassung und Gewalt über sich selbst, und eine Liebe, wie meine, dazu, um da nicht alle Geduld zu verlieren, wenn man sich um solch eines Menschen willen belehrt, zurecht gewiesen, geschulmeistert sieht! Großer Gott! Lorchen, die sonst nur an mir hing, deren Gedanken und Gefühle wie Saiten eines gleich gestimmten Instruments mit dem meinigen bey jeder Berührung harmonisch erklangen, sie, die nichts kannte, nichts dachte, nichts wollte, als für mich und mit mir still und einsam leben, sie achtet jetzt diesen Burschen eben so hoch, und vielleicht noch höher als mich, findet Tugenden an ihm, die mir fehlen, rechnet ihm seine Charakterlosigkeit für Edelmuth an, und fordert von mir, ich soll mich nach ihm richten, den ich verachte, wie ein solches Geschöpf es verdient. Ludwig! Was wird noch daraus werden? Wird der Zwie=

spalt, der in unsern Gemüthern aufkeimt, sich noch freundlich lösen lassen? Wird die alte Ruhe und Harmonie wieder kehren? O! schreibe mir, daß Du hoffest, zeige mir die Thorheit meiner Furcht, widerlege meine Ahnungen, und stehe mir wider mich selbst bey!

Eilfter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

H*** den 24. September 1797.

Wahrlich, Schwester, Du thust mir Unrecht, wenn Du mich einer Untreue gegen Ferdinand zeihest, und glaubst, ich wäre fähig, ihm Wallnern vorzuziehen. Du weißt ja, daß Ferdinand meine erste, meine einzige Liebe war. Schon im Flügelkleide kannten wir uns, schon damahls zog er mich allen Mädchen, und ich ihn allen Knaben vor, schon damahls fand mein schwächeres Gemüth in seinem ernsten Charakter die Kraft und Selbstständigkeit, die mir selbst mangelte. Zutrauensvoll schmiegte ich mich an ihn, und er war schon als Knabe nicht bloß mein Spielgefährte, auch mein Vertrauter, mein Beschützer, mein Rathgeber. Meine Mutter

sah mit innigem Wohlgefallen diese kindische Zuneigung wachsen, und weidete sich an dem Gedanken, daß ihre Tochter und der Sohn ihres ihr noch immer theuern ersten Jugendfreundes einst mit einander jenes Glück erreichen sollten, das ihnen beyden vom Schicksale versagt worden war. Alles, was in unser Haus kam, liebte den edlen, schönen Knaben, ich hörte nichts als sein Lob, meine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage, und ich sog sie, so zu sagen, mit der Luft ein, die mich umgab. Es fiel mir nicht ein, zu denken, daß es außer ihm noch liebenswürdige Jünglinge gäbe. Meine Bekanntschaften waren klein, meine Ansichten der Welt beschränkt. So kam ich in dieß Haus. Glaube nicht, daß es Eitelkeit ist, wenn ich Dir bekenne, daß viele junge und mitunter artige Männer sich an mich wandten! Man wußte, daß ich Vermögen hatte, und neu war ich ihnen auch, theils durch meine gänzliche Fremdheit, theils durch die etwas ungewöhnliche Stimmung meines Charakters. Ihre Bewerbungen, ihr Bestreben, mir zu gefallen, erfüllten mich zuerst mit einer ängstlichen Furcht, ja mit Widerwillen; ich betrachtete mich als Ferdinands Verlobte, als sein Eigenthum, und jede Annäherung eines dritten

als einen Eingriff in seine Rechte. Juliane — ich liebe das Mädchen nicht, denn sie ist mir zu kalt, zu herrisch; aber sie hat Verstand und Menschenkenntniß — Juliane sah meine Ängstlichkeit und das thörichte Betragen, wozu meine überspannten Begriffe mich verleiteten. Sie redete mir zu, sie stellte mir die Sache in ihrem gehörigen Lichte dar; ich sah ein, daß man ein Heer von Gecken unbekümmert vor sich schwärmen lassen könne, ohne daß das Bild des geliebten Freundes auch nur auf eine Minute in unserer Seele verdunkelt würde. Ich wurde ruhiger, sah dem Spiele zu, und jetzt, statt mich zu ängstigen, belustigt es mich. Natürlicher Weise führte mich das zu einer näheren Bekanntschaft mit ihnen, zu Vergleichen zwischen ihnen und Ferdinand, bey denen sie freylich alle tief, tief hinunter sanken. Endlich lernte ich auch Wallnern näher kennen. Ich konnte nicht umhin, auch ihn zu beobachten, zu vergleichen; aber bey diesem war es nicht derselbe Fall. Er gehörte nicht in jene Classe, er bewarb sich nicht um mich, er sagte mir keine Schönheiten vor, und trat nicht als Liebhaber, sondern als ein älterer erfahrner Freund auf, der voll Wohlwollen und Klugheit das unerfahrne Mädchen zu leiten, und sie mit

den in ihrer Lage nöthigen Kenntnissen zu bereichern sucht. So mußte ich ihn betrachten. Ich liebe Ferdinanden einzig und treu, aber ich schätze Wallnern; und wenn Blums Edelmuth, die Zartheit seiner Gefühle mich mit Liebe und Ehrfurcht erfüllen, so kann ich doch nicht umhin, auch des Andern gebildetem Verstande, seinen vielseitigen Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihm für die Mühe, die er sich mit mir nimmt, dankbar zu seyn. Das beeinträchtigt ja Ferdinanden nicht, so wenig, als es z. B. Julianens regelmäßiger Schönheit nachtheilig ist, wenn ich bemerke, daß auch Frau von Valsin und Lisette, jede auf eine andere Art, angenehm gebildet sind. Wallner ist beständig heiter und sanft, was Ferdinand nicht immer, und jetzt seltner als je ist. Wenn er einen Fehler an mir bemerkt, so rügt er ihn mit sanfter Schonung, und weist mich liebreich zurecht. Wenn Blum etwas zu tadeln findet -- und wann fände er das nicht? — so wird er finster und einsylbig, und es braucht Stunden, bis ich die Ursache seines Mißmuths erfahre. Ja, dieser ist oft so stark, und seine Äußerungen desselben sind so offenbar, daß nicht selten mehrere aus der Gesellschaft sie bemerken, und bey der Bekanntheit unserer

Verhältnisse setzt mich das sehr in Verlegenheit. Schon öfters, wenn so ein Zwist entstand, erzählte mir Juliane dann, was sie bemerkt hatte, und wenn ich ihr's auch hätte läugnen wollen, so würden meine Verlegenheit und meine Schamröthe ihr schon alles verrathen haben. Das sind denn sehr unangenehme Scenen, deren Pein mir Blum doch wohl ersparen könnte, und in die Wallners feiner Ton, wenn ich in demselben Verhältnisse mit ihm wäre, mich gewiß nicht bringen würde. Wallner ist belesen, und sein unerschöpflicher Witz macht oft die Freude eines ganzen Cirkels. Blum ist in großer Gesellschaft nicht selten verlegen, und die rührende Beredsamkeit, die im Kreise seiner Freunde von seinen Lippen strömt, versiegt ganz in gemischten Cirkeln oder vor Fremden. Jener hat den feinsten Weltton, und einen überaus sicheren Tact, Jeden, der ihm vorkommt, sogleich auszunehmen, und die einzig wahre Art zu finden, wie er ihn behandeln muß. Überall ist er zu Hause, in großer Gesellschaft wie im kleinen Kreise, nichts macht ihn verlegen, nirgends spielt er eine traurige Figur; nur habe ich bemerkt, daß ihm die Zeit unter wenigen Personen eher lange zu werden scheint, und ihm überhaupt jene schöne

Wärme mangelt, die Ferdinanden bey solcher Gelegenheit so liebenswürdig macht. Seine Züge sind hübsch, eigentlich regelmäßiger als Ferdinands; aber er hat, da er wenigstens um zehn Jahre älter ist als dieser, die blühende Farbe, den Ausdruck von Gesundheit und Jugendfülle nicht, der Ferdinands Züge so sehr belebt, und der matte Blick seines etwas trüben lichtblauen Auges dringt nicht so in die Seele, wie Ferdinands dunkles seelenvolles Anschauen. Du siehst, ich bin ganz unparteyisch, ich finde an jedem seine gute und üble Seite, und diese Unparteylichkeit soll Dir für die Richtigkeit meiner Wahrnehmungen bürgen, ja selbst die innige Liebe, die Trotz jener bemerkten Fehler noch immer für Blum in meiner Seele lebt, sollte Dir beweisen, daß diese Neigung gewiß von echter Art und ewig dauernd seyn wird. Gib also Deinen ungerechten Argwohn auf, und höre auf, Dich und mich mit Vorwürfen zu quälen, die gewiß, das versichere ich Dich, liebe Schwester, ganz ohne Grund sind!

Zwölfter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

H** den 6. October 1797.

Haben Sie von dem Engländer gehört, der sich erschoß, weil ihm das alltägliche Aufstehen, Ankleiden, Essen, Auskleiden und zu Bette Gehen unausstehliche Langeweile machte? Wahrlich, der Mann hatte so Unrecht nicht; und wenn so ein ganzes Leben hinschleicht, ohne daß man sagen kann, wozu und warum, ist es dann nicht besser, lieber gar nicht zu leben? Nun sind wir wieder in die Stadt gezogen, und das Stückchen vom Naturgenusse ist für dieß Jahr auf der Lebensbahn ausgespielt. Es bleibt auch gerade so viel Wirkung und Eindruck davon zurück, als wenn das Glockenspiel sein Liedchen mit der aus-

laufenden Stunde klingelt. Muß ich denn so leben? Muß ich von diesen Menschen, die sich alle wie Maschinen in dem einmahl angewiesenen Geleise gedankenlos fortbewegen, mich auch mitgängeln lassen? Verdiene ich nicht gegängelt zu werden, weil ich es geschehen lasse? Warum bin ich mit in den Garten gegangen, warum wieder in die Stadt? Warum kleide ich mich? Warum besuche ich diese langweiligen Gesellschaften? Warum lasse ich mich in diese gehaltlosen Komödien, auf diese ermüdenden Promenaden mitschleppen? So möchte ich mich bey tausend Dingen fragen; ich frage mich auch oft voll innerlichem Ärger, und ärgere mich noch mehr, wenn ich mir nichts darauf zu antworten weiß!

Diese Leonore wird mir täglich verhaßter. Es ist so gar keine Kraft, keine Selbstständigkeit in dem armseligen Wesen, das sich in seiner Schwäche noch heraus nimmt, manches zu tadeln, was es gar nicht begreifen kann. So habe ich sie gestern, als von der Valsin die Rede war, mit lächerlicher Wärme wider die Verbindungen verheiratheter Weiber eifern gehört. Sie sprach von Verletzung heiliger Pflichten, von gebrochenen Schwüren, von dem Werthe der öffentlichen Achtung u. s. w. Das sind so die Po-

panzen schwacher Seelen, die keinen Begriff davon haben, wie sich ein starkes Gemüth im Gefühle seiner Kraft, wenn nur der Endzweck schön und groß ist, über jedes Vorurtheil hinwegsetzen kann. Ich entschuldige die Valsin sonst nicht, denn ich finde, daß ein Mann, wie Van der Werth, die Opfer, die sie ihm bringt, nicht verdient; aber ich begreife sehr wohl, daß man für ein Wesen, wie — wie ich nur Eines kennen gelernet habe, so viel und noch mehr hingeben kann, daß der Gedanke, von einem solchen Manne geliebt zu werden, und in dieser Liebe den Zweck und die Absicht eines ganzen Lebens zu finden, alle jene vermeinten Uebertretungen tausendfältig vergütet und rechfertiget. Ich begreife, wie man einem Wesen, das durch Energie des Geistes und durch Kraft zur Selbstverläugnung sich jedes Opfers von unserer Seite würdig macht, auch jedes Opfer bringen darf und soll, ich begreife, wie man für ein solches Wesen zu sterben für leicht halten, und, selbst von ihm getrennt, bloß durch den Gedanken, von ihm geliebt zu werden, noch selig seyn kann. Ich begreife — o was könnte ich, wenn ich so geliebt würde, nicht alles begreifen? Und eben darum hasse ich diese Leonore, ja ich hasse sie, und be-

gehre nicht, ein Gefühl zu beschönigen, das aus der tiefsten Tiefe meines Charakters hervorgeht, und mir unauslöschlich bleibt. Ihr zum Trotz habe ich auch die Valsin vertheidigt, und meine Lust gefunden, sie durch Scheingründe und Trugschlüsse irre zu machen.

Während wir zankten, trat Blum ein. Wir trugen ihm unsern Streit vor, ohne die Personen zu nennen, die er betraf. O des unseligen Gedankens! Sie hätten sehen sollen, mit welchem Entzücken in dem blitzenden Auge er sein schwaches Mädchen ihre sogenannten Grundsätze und heiligen Gefühle vertheidigen hörte, wie die Röthe, die ihre sonst bleichen Wangen beym heftigern Reden überzog, sie ihm doppelt schön zu machen schien, wie er ihr Recht gab, und als ich, gereizt durch den Widerspruch, lebhafter für meine Gründe zu streiten anfing, nun mit einer siegenden Gewalt und mit einer Beredsamkeit, der ich, überwunden, nicht überzeugt, weichen mußte, die Sache des Unsinns, den sie Tugend und Recht nennen, zu vertheidigen begann. O ich hätte vor Zorn vergehen mögen!

Und so geht es immer fort. Er liebt sie mit einem Eigensinn, einer Treue, einer Verblendung, die ich nicht fassen kann. Er nennt ihre

Unerfahrenheit Unschuld, ihre Unbesonnenheit Wahrheit des Herzens, ihren Mangel an Klugheit Zartheit des Gefühls. Selbst ihr Geschmack an der großen Welt, ihr Hang zu rauschenden Ergetzlichkeiten, so tief sie sein Gefühl verwunden, und gegen seine Denkart anstossen, können ihn nicht vermögen, ihr nur ein Tausendtheilchen der unbegrenzten Achtung und Liebe zu entziehen, mit der er an ihr hängt, und die mir an einem Wesen, wie er ist, nur durch eine einzige Rücksicht begreiflich wird. Er hat sie von seiner Kindheit an gekannt, sie war seine erste, seine einzige Liebe; diese Empfindung ist ihm gleichsam zur Natur geworden, und er ist überhaupt das, was man eine Gewohnheitsseele nennet. Alte Sitten, hergebrachte Formen, selbst leblose Wesen, die er lange unter gewissen Beziehungen zu sehen und zu denken gewohnt war, wirken auf sein kindlich empfängliches Gemüth, und fesseln es mit einer bewundernswürdigen Macht. Nur so kann ich mir auch seine eigensinnige Vorliebe für ein Geschöpf, das ihrer so wenig werth ist, erklären; und ihr gebührt denn freylich nicht viel mehr Ehre von der Macht, einen so trefflichen Mann so lange zu fesseln, als dem Schranke oder Baum, den er

von seiner Kindheit an kannte und liebte, und gewiß nur sehr ungern weggeben oder umhauen lassen würde.

Indessen zieht sich doch selbst über diese eigensinnige Anhänglichkeit ein Gewitter zusammen, das ihr Trotz ihrer Festigkeit den Untergang droht; und dieß Gewitter geht aus Leonorens eigenem Herzen auf. Es heißt Flattersinn — Treulosigkeit. Dem wird doch selbst die starke Natur von Blums Liebe nicht widerstehen können, dagegen werden weder Gewohnheit noch Vorurtheil aushalten. Wenn er erst entdeckt, daß er nicht mehr allein geliebt wird, daß ein anderer dieß Herz, dem er alles aufopfert, mit ihm theilt, dann denke ich, wird der unbegreifliche Zauber sinken, und er wird in seiner Heldinn das schwache Weib erkennen. Dann verlasse ich mich auf die Richtigkeit seines Verstandes, auf die Zartheit seiner Gefühle, um die Heilung zu vollenden. Unmöglich wird er das Mädchen noch lieben, das er nicht mehr achten kann, und unmöglich wird er ein Mädchen achten können, das ihm — einen Wallner vorzieht. Ihm diese Überzeugung so bald als möglich zu verschaffen, und der lächerlichen Verblendung, die ihn in meinen und aller Welt Augen herab-

setzen muß, ein Ende zu machen, soll meine Sorge seyn. Ich habe Stoff genug in der Hand, und was mir etwa fehlen könnte, wird Leonorens Unbesonnenheit und Leichtsinn mir reichlich verschaffen.

Dreyzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 18. October 1797.

Wir sind jetzt seit zehn Tagen wieder in die Stadt gezogen; denn die Abende wurden kühl und lang, und Herr von Schöndorf nebst seinen Söhnen fand es zu unbequem, täglich bey Nacht so weit aus der Stadt hinaus zu fahren. Der Garten wurde also verlassen. Mir that es im Herzen ein wenig weh; denn ich war gern da, und fühlte, daß, wenn gleich unsere Lebensart nichts weniger als ländlich war, schon die freye Luft und der Anblick der Pflanzen meinem Geiste und Körper wohl thaten. Doch das ist nun nicht zu ändern, und ich muß hier, leider! wie bey mehreren Dingen, mein Gefühl unterdrücken. Ach, Therese, es gibt immer mehr Stel-

len in meinen Verhältnissen, die mich schmerzen, und mit der Zeit wund zu drücken drohen. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die mir so unlieb ist, daß ich mir oft Mühe gebe, mich zu überreden, es sey Täuschung, und ich irre mich, eine Entdeckung, vor der mein Herz bebt, und die mich in einen Abgrund von Rathlosigkeit und Mißmuth stürzet. Ich fürchte, Therese — ich fürchte, sage ich — Wallner liebt mich, und es ist mehr als Wohlwollen und Freundschaft, was ihn an mich zieht. Stelle Dir dieß recht lebhaft und mit allen seinen Folgen vor, und dann urtheile, ob meine Lage verdrießlich, und meine Furcht vor dem, was noch geschehen wird und kann, gegründet ist. Du weißt, wie sehr Blum jederzeit zur Eifersucht geneigt war, Du kennst seine reizbare Empfindlichkeit und seine Verschlossenheit, wenn er sich von jemand, den er liebt, vernachlässigt glaubt. Rechne noch dazu seine übermäßig strengen Forderungen an unser Geschlecht, seine Vorstellungen von weiblicher Würde und Zurückhaltung! Auf der andern Seite achte ich Wallnern wirklich, und habe Grund dazu, so wie er Ansprüche auf meine Dankbarkeit hat. Ich zittere vor dem Gedanken, daß eine Leidenschaft, die ewig hoffnungslos bleiben muß,

einen edlen Mann unglücklich machen soll; ich bin aufgebracht über mich selbst, daß ich die Ursache dieses Unglücks bin, und habe doch, besonders, da alles nur bloße Vermuthungen sind, weder die Kraft noch das Recht, Wallnern mit jener entschiedenen Kälte zu begegnen, die den glimmenden Funken wirksam löschen könnte. Während mich diese Gedanken so tief quälen, und mir manche Stunde verbittern, trägt auf der andern Seite Blums Betragen alles bey, um meine Lage noch peinlicher zu machen. Erst gestern hatten wir einen sehr unangenehmen Auftritt, der mir auch eigentlich jene fatale Entdeckung machen half, und wie ein Blitz die Nacht erhellte, in der ich sorglos fortging. Du weißt, oder vielleicht weißt Du auch nicht, daß man jetzt die Haare auf dem ganzen Kopfe kurz abzuschneiden, und in kleine Locken zu legen pflegt; auch trägt man, statt der gewöhnlichen Ärmel von dem Stoffe des Kleides, gewirkte Ärmel von weißer oder blaßröthlicher Seide, welche den Arm knapp umschließen, jede Form mahlerisch bezeichnen, und, mit goldenen Armbändern geziert, der ganzen Figur ein recht Griechisches Ansehen geben. Die Schöndorf halten die Modejournale von Paris und Weimar. So bald sie den Kupferstich

von diesen beyden Moden erhielten, eilten sie sogleich, sich solche Anzüge zu bestellen, und überredeten mich gleichfalls dazu. Ich weigerte mich lange, besonders vor dem Haarabschneiden und den rothen Ärmeln; endlich wurden wir so weit eins, daß ich mein Haar behalten und ein Kleid mit weißen Tricots haben sollte. Den nächsten Gesellschaftstag wollten wir in unsern neuen Anzügen erscheinen. Ich wagte es nicht, Blum etwas zu sagen, und hoffte, der Anblick der viel anspruchsloseren weißen Ärmel würde ihn mit der Mode und mit mir wieder aussöhnen. Ach, es ging alles ganz anders! — Der Nachmittag des gestrigen Tages kam, mit ihm der Friseur, welcher den beyden Schwestern die Köpfe à la Titus zustutzen sollte. Ich sah eine Weile ungläubig zu; aber als ich sah, wie die kleinen zierlichen Ringel sich um Lisettens schön geformtes Köpfchen so niedlich schmiegten, als der Friseur mich versicherte, daß man bald gar kein langes Haar mehr tragen, und das lange Geschleppe als eine unnütze Last betrachten würde, als die beyden Schwestern in mich drangen, ihrem Beyspiele zu folgen, fing mein Entschluß an zu wanken. Nun hielt mich nur die Furcht vor Ferdinands Mißfallen. Juliane errieth mich; sie

zog mich auf die Seite, und stellte mir vor, daß ich selbst sehr klein von meinem Freunde denken müßte, wenn ich ihn fähig hielt, über die Form eines Anzuges, der weder frech noch ungesund, noch in irgend einer Rücksicht tadelhaft genennt werden könnte, mit mir zu zürnen. Zürnt er aber doch — setzte sie hinzu — ja dann verdient er, daß Sie sich um solche Launen nicht bekümmern, sondern im Gefühle Ihres Rechts Ihren Weg fortgehen, und bey gleichgültigen Dingen die Zustimmung, die er ihnen versagt, missen lernen. Sie hatte Recht, das fühlte ich; ich schwankte nicht mehr, ich hoffte sogar, Blum würde an der schönen Einfachheit des Haarputzes Gefallen finden — und ließ mir denn auch mein Haar verschneiden, und in Locken legen. Ich fand, daß es sehr gut läßt, und für jemand, der etwas Besseres mit seiner Zeit zu thun weiß, als lange vor dem Spiegel zu stehen, wesentliche Vortheile haben muß. Jetzt kamen die Kleider. Aber wie erschrak ich, als ich auch in dem meinigen rothe Tricots fand! Juliane lachte; sie hatte mir heimlich den Streich gespielt. Ich weigerte mich lange, das Kleid anzuziehen. Indessen wurde es immer später; die Gesellschaft fing an, sich zu versammeln, einen andern Anzug hatte ich, im Ver-

trauen auf diesen, nicht bereiten lassen, ich mußte also wohl den bittern Entschluß fassen, und mich in diesem vor Blum zeigen. Aber ich nahm mir vor, ihm alles zu erzählen, und mich zu entschuldigen. Wir kleideten uns an; und ich muß Dir gestehen, daß wir alle drey sehr gut aussahen, wie denn überhaupt eine halbweg gute Bildung bey der jetzigen Mode sehr ihre Rechnung findet. Als wir in's Besuchzimmer traten, wandten sich alle Augen auf uns. Die Mode war noch neu, und hier nicht viel gesehen worden; man umringte uns, man überhäufte uns mit Schmeicheleyen. Jetzt kam Blum; er eilte wie gewöhnlich auf mich zu. Du weißt, er sieht nicht gut in die Ferne. Plötzlich blieb er stehen. Jetzt hatte er mich ganz erblickt. Er warf einen scharfen Blick auf mich — verneigte sich fremd und kalt, wandte sich um, und sprach kein Wort mit mir. Ich war außerordentlich verlegen; denn mehrere aus der Gesellschaft hatten dieß Betragen bemerkt, und da sie unsere Verhältnisse kennen, wußten sie's zu meiner Beschämung zu deuten. Am meisten ärgerte mich's, daß Juliane es gesehen hatte. Sie kam sogleich mit jenem höhnischen Lächeln auf mich zu, das ihr so ganz eigen ist, und Trotz ihrer Schönheit sie in mei-

nen Augen sehr entstellt. Und werden Sie das dulden? zischelte sie mir in's Ohr: Ist das das Betragen eines wahren Freundes? Könnte sich ein Haustyrann anders benehmen? Nein, fürwahr, Lorchen! Wenn Sie das so hingehen lassen, so schmieden Sie sich selbst Ketten, über die Sie einst bitter seufzen werden. Heute, da ich diesen Worten mit mehr Ruhe nachdenke, sehe ich wohl ein, daß Julianens herrschsüchtiger Charakter sie da Anmaßungen fürchten ließ, wo ich nur die Wirkung zu strenger Begriffe von Sittsamkeit finde; aber in dem Augenblicke, wo sie mir's sagte, noch ganz in Gefühle des beschämenden Auftritts verloren, dienten sie dazu, meinen ganzen Unwillen gegen Ferdinand anzufachen, und ich nahm mir vor, mein Recht kalt und entschlossen zu behaupten. Das Gespräch wurde wieder allgemein. Blum hatte sich unvermerkt dem Kreise genähert, der uns umgab; die Herren erschöpften sich in Lobpreisungen der Griechischen Moden, und ein schaler junger Mensch war einfältig genug, zu sagen, daß doch weder Franzosen noch Engländer es mit den Griechen in der Erfindung schöner Moden aufnehmen könnten, und daß er sich nur wundere, warum man keine Modejournale aus Illyrien oder der Türkey

hätte, er würde sonst gleich darauf pränumeriren. Diese Albernheit machte alle lachen; nur Blum blieb ernst und sagte mit einem äußerst kalten, beynahe verächtlichen Tone: Glauben Sie denn, daß die alten Griechen das Ding kannten, das wir jetzt mit dem Nahmen Mode bezeichnen? Klima, Lebensart und Sitte bestimmten ihren Anzug, wie es bey vernünftigen Menschen immer seyn sollte, und nicht dem allem zum Trotze die Launen der Putzhändlerinnen und Schneider, wie bey uns. Nun mischten sich Andere in den Streit, der bald lebhafter wurde. Blum stand allein gegen die Vertheidiger der Grächomanie, und es wurde seinen überlegnen Kenntnissen leicht, sie alle bald zum Schweigen zu bringen. Das war mir nicht recht; ich mischte mich also auch in's Gespräch und sagte: Da es bey Sachen des Geschmacks so schwer sey, ein allgemein gültiges Urtheil zu fällen, indem bey jeder Nation die Begriffe von Schön und Häßlich conventionell wären, so thäten wir doch wohl daran, in solchen Fällen die Ansichten der geschmackvollsten und gebildetsten Nation der Erde als Richtschnur anzunehmen. Das sagte ich so hingeworfen und so kalt, als möglich. Blum hatte mich doch verstanden. Ich sah ihn verstohlen an, ich

Bayerische Staatsbibliothek München

sah eine hohe Röthe über seine Wangen fliegen. Er schwieg einen Augenblick, dann war er sogleich gefaßt, und antwortete mit schneidendem Tone: Nun so werden unsere Mädchen auch bald öffentlich unbekleidet tanzen; denn das thaten die Spartanerinnen, und das waren auch Griechinnen. Überhaupt sehe ich, daß man bereits anfängt, sich dieser Mode zu nähern. Er warf einen unmerklichen Blick, den ich aber nur zu wohl sah, auf meinen entblößten Nacken und meine Arme, verbeugte sich mit halb spöttischem Lächeln gegen den ganzen Cirkel, und ging zu den Spieltischen. Da stand ich nun stumm und verlegen, und wußte nichts vorzubringen. Den Meisten aus der Gesellschaft ging es auch so, ein Paar sahen recht dumm aus, um Julianens Lippen schwebte jenes verwünschte Lächeln, und ich war im Begriff, etwas vielleicht sehr Albernes zu sagen. Da trat zu meinem Glücke, und recht um mich aus diesem Fegfeuer der Beschämung zu erlösen, Wallner herein. O wie so ganz anders war sein Betragen gegen Blums! Er grüßte mich, und sein Blick blieb mit sichtbarem Gefallen, das sich in einem feinen Lächeln zeigte, an meiner Gestalt hängen. Aber kaum daß wir ein paar Worte gewechselt hatten, bemerkte ich, daß er

nachdenkend wurde, sein Blick schien sich zu verdüstern, nur zuweilen heftete er ihn brennend und gleichsam scheu auf mich, und ließ ihn sinken, so oft ihn mein Auge traf. Sein Tiefsinn nahm sichtbar zu, so, daß Lisette ihn scherzend darüber aufzog; er läugnete es ihr gerade zu ab, und man sah, daß er sich Mühe gab, munterer zu scheinen. Eine Weile darauf fragte ich ihn allein und recht liebreich, ob er Kummer hätte. Er schwieg; dann heftete er sein düster brennendes Auge auf mich, dann schlug er es wieder zu Boden. Ich fragte ihn noch ein Mahl. Ach! rief er endlich aus: Warum sind Sie so reizend! Ist es nicht grausam, einem Unglücklichen ein Gut in aller seiner Liebenswürdigkeit zu zeigen, dem er auf ewig entsagen muß? Nun war die Reihe zu schweigen an mir. Ich erröthete bis in die Haare, das fühlte ich. Er hatte meine Hand gefaßt; ich hatte doch so viel Besinnung, sie ihm zu entziehen. Baron Wallner! stotterte ich endlich: Wirklich, eine solche Antwort hätte ich nicht vermuthet; sonst — In dem Augenblicke hüpfte Lisette heran, und riß mich, zu meiner größten Freude, aus der schrecklichen Verlegenheit. Ich war verstimmt. Wallners stille Trauer, und dann doch die Kühnheit seiner Antwort, sein folgendes

bescheidenes, fast scheues Betragen, Blums Unart und Hofmeisterey, alles machte mich tiefsinnig, ärgerlich. Blum hoffte ich doch wenigstens beym Abschiede noch ein Mahl zu sehen, und meinen Verweis anzubringen; aber wie ich mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Ich fragte Julianen um ihn. Er ist erst fortgegangen, sagte sie: Er näherte sich Ihnen, als Sie allein mit Wallnern eifrig sprachen. Sie sahen ihn nicht gleich, und das wird den gebiethenden Herrn verdrossen haben; denn er drehte sich rasch um, und ging zur Thür hinaus. Ich wurde noch verdrießlicher. Nach dem Souper nahm mich Frau von Schöndorf bey Seite, und redete ernstlich wegen Blum mit mir. Sie sagte mir, daß sein sonderbares Betragen ihn, und durch ihn mich lächerlich machen müßte, daß sehr viele von der Gesellschaft seine schneidenden Anmerkungen über unsern Anzug gehört, und seinen Trotz gegen mich bemerkt hätten, daß dieß nicht die Art sey, wie man einem Frauenzimmer, das man liebe, seine Mißbilligung zu erkennen geben müßte, und kurz, daß ich das nicht leiden sollte. Ich war beschämt, verstimmt, antwortete ihr ziemlich kurz und so, daß sie sehen konnte, mir sey mit dieser Einmengung in meine Angelegenheiten nicht ge=

dient; aber der unangenehme Eindruck, den diese Scene in meinem Gemüthe zurück gelassen hatte, das bittere Nachdenken über die immer wachsenden Mißverständnisse zwischen Ferdinand und mir, die Entdeckung, die ich an Wallnern gemacht hatte, raubten mir den Schlaf, bis spät, als schon der Tag zu grauen anfing, ein matter Schlummer meine Augen schloß. Noch habe ich Ferdinanden nicht gesehen. Ich zittere vor seinem Besuche, auf den ich mich sonst gefreuet hatte. Ach, Therese! Was ist aus mir geworden? Was wird noch werden? Ich bin abgespannt, übel gelaunt, ängstlich, mit mir selber uneins. Wo ist der süße Friede hin, der mich einst beseligte? Ach, mich haben des Lebens Wellen ergriffen, und von dem stillen Ufer weggerissen, wo ich in dunkler Einsamkeit lebte! Und doch kann ich mich nicht zurückwünschen in jene Zeit; doch gefällt es mir in dem raschen Treiben und Wirken, das mich umgibt. Therese! Ich weiß selbst nicht, was ich will; aber das weiß ich, daß, wie ruhig oder stürmisch auch mein Leben seyn mag, meine Liebe zu Dir doch nie wanken wird.

Vierzehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 26. October 1797.

Das geht nicht so fort, Ludwig! Es ist nicht möglich; ich kann es nicht länger mehr aushalten. Wenn Leonore diesem tollen Leben nicht entsagen kann oder will, wenn sie sich in der bunten Narrenwelt, die sie umgaukelt, immerfort so wohl gefällt, wenn andere neuere Eindrücke so mächtig auf ihr Herz wirken, daß die alten kaum mehr bemerkt werden — was kann ich für meine Liebe, für das Glück meines Lebens hoffen? Wenn Du sie jetzt sehen solltest, Ludwig, Du würdest staunen, und es nicht glauben, daß dieß das Mädchen sey, das so still, so ganz nur für das häusliche Leben in dem Hause ihrer Mutter heranwuchs. Oft kann ich es selbst

nicht glauben. Ich sehe sie an, ich betrachte mit Erstaunen diese lockend gekleidete Griechische Nymphe in dem anschmiegenden Gewande, mit dem entblößten Nacken, den verrätherisch verhüllten Armen, wie sie sich leicht und fröhlich in dem bunten Schwarme bewegt, der sie umgibt. Ich vergleiche sie mit der sittsamen Gestalt, die in zierlicher, aber einfacher Kleidung züchtig verhüllt, im Hause ihrer Mutter, wie ein milder Genius, waltete, und ich kann mich manches Mahl kaum überreden, daß es dieselbe Person sey, oder begreifen, wie es möglich ist, in so kurzer Zeit sein Äußeres so gänzlich zu ändern. Und doch waren und blieben ihr schönes Herz, die edle Einfalt ihres Geistes, die Wahrheit ihres Gemüthes noch immer dieselben, und dieser anziehende Contrast ihres Innern mit ihren äußern Umgebungen macht sie in demselben Augenblicke, da ich mit ihr zürnen, da ich ihr ernste Vorwürfe machen sollte, mir wieder doppelt liebenswürdig. Es ist ein Hirtenmädchen in königlicher Kleidung, eine seltene, eine unendlich reizende Erscheinung in dieser gehaltlosen Welt. Aber wie lange darf ich hoffen, daß dieser Contrast dauern kann? Werden nicht die Umgebungen, das Beyspiel, die Verführung mit stiller aber sicherer Gewalt auf

sie wirken? Wird nicht endlich auch ihr Inneres sich nach ihrem Äußern formen, das Leben, das für sie so viel Reiz hat, endlich auch ihre Grundsätze bestechen, und die schöne Wahrheit ihres Charakters in dem Strudel von Falschheit und Armseligkeit zu Grunde gehen? Alles, was ich anwende, um sie zurück zu ziehen, ist vergeblich. Sie sieht keine Gefahr, und zittert darum vor keiner; ihr reines Herz ist ihr Bürge für die Sittlichkeit ihrer Handlungsweise, meine Furcht nennet sie übertrieben, schwärmerisch, und versichert mich, ich würde sie endlich eben so verlieren, wie sie ihre unrichtigen Vorstellungen von der großen Welt verloren habe. Ach, diese schuldlose Seele in ihrer weiblichen Beschränktheit kennet die empörenden Erfahrungen nicht, die der Mann auf Reisen und überhaupt in der Welt unter allen Ständen und Lebensarten der Menschen zu machen gezwungen ist. Ich habe die sogenannte schöne Welt auf einer sehr häßlichen Seite kennen gelernt, auf einer Seite, die meinen tief gewurzelten Haß gegen sie befestigte und rechtfertigte. Empört und erschreckt von diesen grellen Bildern, nahm ich mir vor, mit Leonoren in die Einsamkeit eines stillen unbemerkten Lebens zu flüchten, dort nur ihr, meinen Kindern, meinen Freun-

den zu leben, und jede Berührung, jede Gemeinschaft mit einem lasterhaften Geschlechte zu meiden. So dachte ich, so entwarf ich reizende Plane für die Zukunft, und nun — finde ich Leonoren mitten in diesem Strudel, finde sie mit Lust, mit Wohlgefallen darin, und muß vielleicht jede Hoffnung aufgeben, sie daraus zu reißen! Was kann ich nun für meine Entwürfe hoffen? Wird das stille Glück, das ich ihr anzubiethen habe, dieß häusliche Leben, nur von Familiensorgen und unbemerkten Freuden gewürzt, ihren verwöhnten Geschmack nicht anekeln? O meine Plane, meine Hoffnungen! Was ist der Mensch, daß er sich vermißt, einen Entwurf auch nur für den künftigen Tag zu machen!

Ludwig, Ludwig! Es ist noch mehr als dieß, was mich tief bekümmert, und manches Mahl alle Aussichten für die Zukunft in finstere Nacht hüllt. Jener Wallner, von dem ich Dir schon geschrieben habe, nähert sich Leonoren täglich mehr und mehr; was ich fürchtete, was ich niemand, kaum mir selbst, zu gestehen wagte, ist in Erfüllung gegangen. Er liebt sie — oder scheint sie wenigstens zu lieben, und spielt, da er unsere Verhältnisse kennt, den ehrerbiethigen unglücklichen Liebhaber mit einer Wahrheit

und Feinheit, die mich selbst, da ich Leonorens Vorzüge so wohl kenne, sehr oft verleiten, zu glauben, es sey Natur und nicht Rolle. Überhaupt ist es sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er sie wirklich liebe; nur die Art, wie dieser feine Weltmann seine Liebe äußert, dieses sentimentale schüchterne Wesen, das solchen Menschen so ganz fremd ist, macht mir die Sache verdächtig, und wo die Form erkünstelt ist, könnte es da der Stoff nicht auch seyn? Dieser Gedanke kommt aber nie in Leonorens Seele, das sehe ich wohl; sie fühlt reines, ach manches Mahl nur zu zärtliches Mitleid mit ihm, und dieß gefährliche Gefühl untergräbt alle meine Hoffnungen. Sie behandelt ihn mit einer so zarten Schonung, mit einer so milden Achtung, daß ich oft darüber verzweifeln möchte. Ich stehe darneben, ich muß es mit ansehen, und darf und kann ihr nicht einmahl Vorwürfe darüber machen. Mein Verdacht ist vielleicht ein Kind der Eifersucht; ich kann Wallnern Unrecht thun, da ich ihn viel zu wenig kenne, um zu beurtheilen, ob sein Betragen wirklich aus seinem Herzen kommt. Wie könnte ich, ohne zu erröthen, ohne mich vor mir selbst zu schämen, hingehen, und Leonoren diesen Verdacht einflößen? — So stehen nun die

Sachen zwischen uns, und Du siehst, Ludwig, wie peinlich dieser Zustand ist, den nichts ändern kann, als Leonorens freywillige Entfernung aus diesem unseligen Hause, das ich jedes Mahl aus mehr als einer Ursache mit Widerwillen betrete. Ich habe Dir vielleicht schon von der ältern Tochter geschrieben. Juliane ist schön, sie hat Verstand, Würde, Kenntnisse, Weltton; aber mit allem dem wird es ihr nie gelingen, Leidenschaft einzuflößen, denn sie ist nicht liebenswürdig. Ein abgemessenes Betragen und eine sonderbare Denkungsart über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Wünsche und ihre Verhältnisse machen sie zugleich interessant und abstossend. Sie hat Grundsätze und Festigkeit, ihnen zu folgen, möge auch der Weg, der dazu führt, über das Glück ihrer Nebenmenschen hingehen. Sie wird von hundert Gecken, die ihre Schönheit und ihr Reichthum locken, umflattert. Kalt und ungerührt nimmt sie ihre Huldigungen an, als einen schuldigen Tribut, und sie dienen ihr nur dazu, ihre Verachtung gegen das menschliche, vorzüglich aber gegen unser Geschlecht zu bestärken. Ich fühlte mich daher angenehm überrascht, als ich mich, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, von diesem seltenen Mädchen mit

einer Achtung behandelt sah, deren sich sonst kein anderes Wesen, selbst ihre Ältern nicht rühmen konnten. Ich erwiederte dieß Gefühl um so viel lieber, da ihr Charakter, Trotz seiner grellen Züge, viel Schätzbares hat, und auch Leonore schien sich in dem Gedanken zu gefallen, daß ihr Freund von diesem wunderbaren Geschöpfe freundlich ausgezeichnet wurde. So ging es eine Weile recht gut fort; ich unterhielt mich gern mit Julianen, da ihr gebildeter Verstand und ihre sonderbare Ansicht der Dinge mich angenehm beschäftigten. Oft, wenn Leonore — was leider nicht selten geschieht — nicht zu Hause war, oder wenn sie Abends am Claviere saß, sprach Juliane stundenweise mit mir, und, Ludwig — ich bin kein Geck, mir ist ein eitler Mann höchst verächtlich, Du wirst mich nicht mißverstehen, mich keiner Lächerlichkeit zeihen — ich fühlte endlich, ich mußte wohl fühlen, was ich außer Dir Niemanden auf der Welt, selbst Leonoren nicht entdecken darf, daß Juliane einer Empfindung Raum gab, die mehr als Achtung war. Jetzt ist sie meine unversöhnliche Feindinn. Sie behandelt mich zwar mit kalter Höflichkeit, aber sie haßt mich und Leonoren, das sehe ich nur zu wohl, besonders da diese Julianen gerade in al-

len den Dingen, die ein Weib unwiderstehlich machen, weit übertrifft. Unter diesen Umständen ist jeder Besuch, den ich dort mache, ein wahres Opfer, das nur die Freude, Leonoren zu sehen, vergüten kann.

Weißt Du wohl, daß mich meine Tante Lessert sehr gütig eingeladen hat? Ich ging hin wie sich's versteht, obwohl nach den Mißverständnissen, die zwischen uns gewaltet hatten, diese Einladung mir fremd und nicht sehr angenehm war. Aber ich fand zu meinem Vergnügen mich ganz in meiner Erwartung betrogen. Ich wurde von der Mutter als Neffe, als Sohn, kann ich sagen, von Babetten als Bruder aufgenommen und behandelt. Das Mädchen hat sich zu ihrem Vortheile verändert, sie ist sehr hübsch geworden, obwohl ich nicht sagen könnte, daß diese Art von Schönheit mir interessant wäre. Sie ist, was man ein Dosenstückchen nennt, und der Ausdruck ihrer, übrigens angenehmen, Züge gefällt mir nicht sonderlich. Indessen hat sie ein gutmüthiges, munteres Wesen, das mich aufheitert und zerstreut. Von dem, was einst vorgefallen war, von allen alten Planen und Projecten war gar keine Rede mehr, selbst die entferntsten Beziehungen wurden mit Schonung

vermieden, und mein Herz weiß ihnen warmen Dank dafür. Mir ist wohl in diesem Hause; ich fühle mich nicht so fremd, als sonst überall, und in meiner jetzigen Lage hat dieses Verhältniß doppelten Werth für mein wundes Herz. Es bedarf freundlicher Behandlung, herzlichen Wohlwollens; und das finde ich im Hause meiner Verwandten, und bitte ihnen im Stillen mit wahrer Reue alles das Unrecht ab, das ich ihnen durch meine falschen Vorstellungen so lange Zeit that. Zu meiner Schwester komme ich selten. Sie konnte mir meine Liebe für Leonoren nie verzeihen, und der Triumph, den ihr Leonorens Betragen gegen Wallner und mich zu gewähren scheint, ist zu süß für sie, als daß sie mir ihn nicht ziemlich unschwesterlich bey jeder Gelegenheit fühlen lassen sollte. Sie ist auf's genaueste von allem unterrichtet, was bey Schöndorf vorgeht, obgleich sie nie in das Haus kommt; aber Du weißt, es war von jeher das Ziel ihres rastlosen Strebens, alles zu erfahren, was andere Leute thun, und da sie nur zu viel Geistesschwestern hat, so kann es ihr nicht fehlen, die Nachrichten und Neuigkeiten aus der ganzen Stadt zusammen zu bringen, ganz so falsch und entstellt, wie der Ruf durch den Mund klatschhaf-

ter Weiber die Begebenheiten zu verbreiten pflegt. Mich peinigt diese Allwissenheit ganz unaussprechlich, um so mehr, da sie gemeiniglich ganz falsch berichtet ist, und nur höchstens der Stoff, nie aber die Form ihrer Geschichten wahr ist, und da ihre Abneigung gegen Leonoren, und die Freude, Recht zu haben, sie, vielleicht ihr selbst unbewußt, zu kleinen Verdrehungen und Zusätzen verleitet. Aber ich sehe, daß ich fürchterlich viel geschrieben habe. Wenn Du nur nicht so müde vom Lesen wirst, als ich es schon vom Schreiben bin! Doch es ist Bedürfniß meiner Seele, mit Dir zu reden, und was im mündlichen Gespräche geschieht, thut auch das schriftliche: ich habe mich ruhiger, heiterer geschrieben, wie ich mich sonst ruhiger glaubte, wenn ich an Deiner Brust mein volles Herz ausgießen konnte.

Fünfzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 6. November 1797.

Ich habe einen peinlichen Auftritt mit Blum gehabt, eine Erklärung, die keines von uns Beyden zufrieden stellte. Er hat mir sanfte, aber sehr eindringende Vorwürfe gemacht. Ich suchte mich zu vertheidigen, und mein offenbares Recht zu behaupten. Er wurde bitter, ich heftig, und endlich brach ich in Thränen aus. Er erschrack, er suchte mich zu besänftigen — aber wie beschämend! — so wie man ein Kind beschwichtigt, das über ein zerbrochenes Spielzeug weint, voll Gefühl seines Rechtes, voll erniedrigender Herablassung zu meiner Schwäche! O meine Therese! Ist das noch Ferdinand? Bin ich noch Lorchen, die einst keinen Gedanken, keinen Wunsch hegte, der nicht volle eintönende Antwort in des

andern Herzen fand? Er hat so viel an mir zu tadeln, meinen Geschmack, meinen Umgang, meine Gefühle. Sollte das ein Mann, der innig liebt? Sollte nur er Luchsaugen für Fehler haben, die außer ihm niemand bemerkt? Wallner tadelt mich auch zuweilen; aber sein Tadel trifft nur Verstöße gegen gesellschaftliche Formen. Das, was meine Persönlichkeit ausmacht, meine Denkart, meine Empfindungsweise, ist ihm ganz recht, ja ich sehe, daß er sie schätzt. Ach, Therese! Es wird mir immer deutlicher. Er ist seit einiger Zeit, besonders aber seit jenem Abend, ganz verändert: er ist still, in sich gekehrt, einsylbig, finster geworden. Er vermeidet mich, er spricht wenig, am wenigsten mit mir, ist in Gedanken verloren, und ermannt sich nur zuweilen, wenn ihn jemand anspricht; dann scheint er wie aus einem Traume zu erwachen, und gibt sich Mühe, heiter zu scheinen. Plötzlich verfällt er in eine ausgelassene Lustigkeit, die ihm eben so fremd ist, als jener Tiefsinn, singt, lacht, scherzt, und ein Blick, den er auf mich wirft, ein Wort, das ich spreche, versenkt ihn augenblicklich wieder in jene Schwermuth. Sprich, was soll ich thun? Wie soll ich mich gegen ihn benehmen? Nur erst gestern kam er nach Tische

zu dem Sohn vom Hause, mit dem er zuweilen Geschäfte hat. Schöndorf war nicht zu Hause, Wallner mußte warten; wir waren alle ausgefahren, etwas einzukaufen. Wie wir nach Hause kommen, und in's Besuchzimmer treten, wo mein Fortepiano steht, finden wir Wallnern, der uns nicht hört, nicht sieht, am Fortepiano sitzen, und sein Gesicht in den verschränkten Armen verborgen. Ich erschrak, als ich ihn so sah. Juliane trat zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter, und als er erstaunt auffuhr, rief sie: Guten Morgen, Baron Wallner! Wie hat das Nachmittagsschläfchen geschmeckt? Er war verlegen, entschuldigte seine Stellung mit heftigen Kopfschmerzen, und sah dabey so bleich und trübe aus, daß es ihm die Gesellschaft gern glaubte. Er entfernte sich auch, so bald es der Anstand zuließ. Als er fort war, und jedes sich in sein Zimmer begeben hatte, ging ich noch ein Mahl an mein Fortepiano, um zu sehen, was er da gemacht habe. Auf dem Pulte lag eine von meinen Arien, die vorher nicht da gelegen hatte, aufgeschlagen, nähmlich die aus Salieri's Ciffra:

Sola e mesta fra tormenti
Passerò languendo gli anni,
E faro de miei lamenti.
Campi e selve risuonar.

Ah perchè spietato amore
Nell mio cuor entrasti mai,
Perchè vidi i cari rai,
Onde apresi a sospirar!

Wallner hatte sie zur Hälfte gespielt, und war dann wahrscheinlich in jene Träumereyen versunken.

Was denkst Du von dieser Scene? Und wie soll ich mich wohl gegen einen Mann betragen, der mich zu lieben scheint, ohne es zu gestehen, der mich mit mehr Interesse behandelt, als ich, die Geliebte eines Andern, vielleicht gestatten sollte, und doch wieder mit zu viel Bescheidenheit, als daß ich die Waffen, welche Vernunft und Redlichkeit mir nach einer Erklärung in die Hand geben würden, gegen ihn brauchen könnte. Gestehe, Therese, daß mein Verhältniß zu ihm sonderbar, aber wahrlich sehr zart und oft peinlich für mich ist! Ach, was drohen mir hier von Blums Seite für Stürme, wenn er erst Wallners Betragen genauer bemerken, und die Empfindungen darin finden wird, welche seinem scharfen Blicke unmöglich lange mehr entgehen können!

Was soll ich dann thun? Wie soll ich Blums allzu argwöhnische Liebe, und Wallners stille trauernde Empfindung ohne schmerzliche Auftritte

von einer oder der andern Seite auseinander zu bringen suchen? O, diese drückenden Besorgnisse stören oft meinen Schlummer, und beschäftigen meine ganze Seele!

Um mir noch mehr Verdruß zu machen, habe ich seit einiger Zeit bemerkt, daß eine Frau, für deren Geist und Herz ich bisher die reinste Achtung hatte, eine Frau, deren liebenswürdiges Betragen in der Welt, deren häusliche Tugenden ich Thörinn mir oft zum Muster dargestellt hatte, mit einem Worte, Frau von Valsin, sich einer Schwachheit schuldig macht, die ich nach meinen Begriffen keinem Weibe, am wenigsten aber einer Frau von Kenntnissen und gebildetem Geiste, verzeihen kann. Daß sie ihren Mann, der um dreyßig Jahre älter ist als sie, der sie an den Vergnügungen der Jugend und der großen Welt nur sehr ungern Antheil nehmen läßt, der durch seine böse Laune ihr häusliches Leben verbittert, nicht lieben kann, das begreife ich wohl, und schätzte bey der Kenntniß ihrer Lage bisher recht innig die gute Art, mit der sie öffentlich und in ihrem Hause den mürrischen Alten zu behandeln pflegte. Aber daß sie sich für die traurigen Stunden, die er ihr macht, durch ein Verhältniß mit einem jungen Manne,

dem Grafen Van der Werth, zu entschädigen sucht, daß sie die Gefühle, für die nun freylich ihr Mann keinen Sinn hat, einem Fremden weiht, daß sie den Schwur verletzt, den sie feyerlich am Altare ablegte, das kann ich ihr nicht verzeihen, denn ich halte es für pflichtwidrig; und die Welt mag noch so gleichgültig darüber hinsehen, ich finde jedes solche oder ähnliche Verhältniß höchst selten zu entschuldigen, aber in keinem Falle zu rechtfertigen. Zwar bin ich, so wie die Valsin bisher mir erschienen ist, beynahe überzeugt, daß ihre Neigung zu Van der Werth immer in den Schranken des Anstandes und der Tugend bleiben wird, daß sie nicht fähig ist, einen Fehltritt zu thun, oder was noch niedriger wäre, Geschenke von ihrem Geliebten anzunehmen. Die Welt aber, die nur nach dem Scheine richtet, urtheilt nicht so schonend, und obwohl sie in ihrer Gleichgültigkeit gegen solche Verbindungen sie nicht mit dem Widerwillen betrachtet, mit dem ich oder Du sie ansehen, so macht doch selbst diese Gleichgültigkeit, daß sie sich nicht die Mühe gibt, feine Unterscheidungen zu machen, und Bedürfnisse des Herzens von niedriger Wollust oder verächtlicher Speculation zu unterscheiden.

C'est une femme, qui a une intrigue, heißt es, und so wird die edle Valsin ohne Rücksicht auf ihre Lage, ohne Schonung für die feineren Bedürfnisse eines gebildeten Geistes und Herzens mit dem Troße der sogenannten galanten Weiber vermengt. Bey diesen Verhältnissen ist es mir doppelt unangenehm, daß Frau von Valsin mich mit so vieler Güte und Auszeichnung behandelt. Ich muß jede Woche einen oder zwey Abende bey ihr zubringen, oft bey ihr speisen, sie in's Theater, auf Spatziergänge begleiten u. s. w. Es ist wahr, ich fühle mich nirgends so unterhalten, wie bey ihr, Geist und Geschmack finden da ihre volle Rechnung, und ihr Umgang ist eben so liebenswürdig als unterrichtend; aber es ist mir unbehaglich, jenes Verhältniß mit Van der Werth bemerken zu müssen, das ich nun einmahl nicht billigen kann, und doch nicht tadeln darf, es ist mir peinlich, mit ihr öffentlich zu erscheinen, wenn Van der Werth dabey ist, und das ist sehr oft. Wenn es mir nur gelänge, einmahl recht herzlich mit dieser sonst so liebenswürdigen Frau zu sprechen! Glaubst Du nicht, Schwester, daß eine Erklärung von meiner Seite über die Art, wie diese Verhältnisse mir erscheinen, und vielleicht eine recht feyerliche, schwesterliche,

treue Aufforderung, ganz ihren Pflichten zu leben, in ihrer strengsten Erfüllung allein ihr Glück zu suchen, und nicht allein tugendhaft zu seyn, sondern es auch zu scheinen, Eindruck auf ihr gewiß unverdorbenes Herz machen, und vielleicht gesegnete Folgen haben würde? Ach, ich habe mich oft schon im Stillen an diesen Gedanken geweidet, ich habe auch schon ein paar Mahl, wenn ich mit ihr allein war, leise auf den Anfang eines solchen Gespräches hin gespielt; aber es ist, als ahnete sie, wo ich hinaus will, sie weiß jederzeit meinen Plan zu vereiteln, und ihr gewandter Geist entschlüpft mir, so bald ich sie irgend wo fest halten will. Ich spräche sehr gern mit Blum darüber; aber ich wage es nicht, mein Verhältniß zu dieser Frau zu berühren, und von ihrer Verbindung zu sprechen. Er denkt noch viel strenger als ich, ja strenger, als Vernunft und Tugend fordern. Seine Ideen von der Verderbtheit der Welt grenzen an Pedanterey; er würde sich ereifern, sie in Eine Classe mit den verworfenen Weibern setzen, er würde meinen Umgang mit ihr verdammen, meine Plane für abenteuerlich halten, und mich vielleicht bey unserer Liebe beschwören, nicht mehr mit ihr umzugehen. Dann müßte ich ihm entweder gerade-

zu Trotz biethen, und dadurch — ach, Therese, meine Seele schaudert vor dem Gedanken! — seiner Liebe entsagen, oder ich müßte seine Bitte erfüllen. Das will ich auch nicht; ich will mir den Genuß, den sie und ihre Gesellschaften mir gewähren, die wahre Schwelgerey für meinen Geist und Geschmack, nicht durch ängstliche Furcht rauben lassen, und überhaupt Blum nicht gewöhnen, solche Opfer, die meine Vernunft nicht gut heißt, von mir zu fordern und zu erhalten. Vielleicht zeigt sich einst unverhofft ein Mittel, alle diese feindlichen Kräfte zu vereinigen, und den Knoten meines Schicksals, der sich immer fester zusammen zu ziehen scheint, freundlich zu lösen. Diese Hoffnung soll mich halten, Therese, und mir Muth und Heiterkeit geben, die drückenden Bande vielfach verschlungener Verhältnisse leicht und gelassen zu ertragen.

Sechzehnter Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

*** den 15. November. 1797.

Ein Brief von Wallner! Welches Wunder! höre ich Dich rufen, indem der Kammerdiener Dir das Paket, das der Bothe gebracht hat, überreicht, und Dir, unter dem Haufen so vieler andern Geschäfts- und Liebesbriefe, die Schrift oder vielmehr das Gekrizel Deines alten Freundes in die Hand fällt. Und so dick, so ausführlich! fährst Du fort, und kannst die seltene Erscheinung nicht begreifen: Nun jetzt lebt Wallner nicht mehr lange! „Er wohl nicht, mein Freund, aber seine Freyheit, dieß beste Geschenk des Himmels, das er nun durch lange sechs und dreyßig Jahre so getreu und heilig verwahrt hat, ist im Begriff zu sterben.“ Was Teufel! fährst Du

auf: Sind deine Schulden so viel geworden, daß du in engere Gewahrsam wandern mußt? Haben sich die lange hingehaltenen Handwerks- und Kaufleute nicht mehr länger bedeuten lassen? Und sind dein Schneider, dein Tapezier, dein Galanteriehändler endlich grob und bürgerlich genug geworden, um dem gnädigen Herrn Baron nichts mehr zu borgen, und ihr Geld mit Gewalt zu fordern? Armer Wallner! Wahrhaftig, du dauerst mich; und wäre ich nur nicht die Zeit her im Spiele so schrecklich unglücklich gewesen, so könntest du auf die Börse deines ewig getreuen Freundes zählen. — Nicht doch, Lieber! Gar so übel geht es mir noch nicht. Ein alter Onkel meines Vaters hat mir vor einigen Monathen den Gefallen gethan, zu sterben, und mir als dem einzigen hoffnungsvollen Stammhalter unsers erlauchten Hauses einige Tausend Gulden zu hinterlassen. Das hat nun gerade hingereicht, um die drohendsten Lücken, die das Schiff meines Credits mit einem unvermeidlichen Untergange bedroht hatten, zu stopfen, und jetzt geht es wieder eine Weile flot. Aber ich meine ganz etwas anders, etwas, das mich auf lange Zeit, vielleicht auf immer, von den wahrhaft verdrießlichen Schulden befreyen, und mir

eine ganz hübsche Existenz zusichern soll. Ich will heirathen. Du erstarrst, Du kannst Deinen Augen nicht trauen, und siehst nochmahls in den Brief, ob Du wohl auch recht gelesen hast? Ja, ja, sieh nur nach, es steht deutlich da, so deutlich, als ich schreiben kann, was zwar nicht viel sagen will. Ich Joseph, Karl, des heil. Röm. Reichs Freyherr von Wallner auf und zu ꝛc. ꝛc. bin nach reifer Überlegung entschlossen, nächstens in den Stand der heiligen Ehe zu treten. — Und dieß sagst du so munter, so fröhlich? erwiederst Du, und ein Schauer überläuft Dich, wenn Du nur an die Möglichkeit, ein Ehemann zu werden, denkest. Nun ich versichere Dich, das Ding ist, wenn man's beym Lichte besieht, weder so gefährlich, noch so schrecklich, als Du denkst. Ich habe mich aber auch nicht von dem blinden Gotte so unversehens, wie beym blinden Kuhspiel, fangen, und mit der nächsten Besten zusammenknüpfen lassen. Nein, mein Freund! Mein Kopf ging bey allem, was ich that, mit kühler Überlegung dem Herzen voran, und nur, nachdem jener alles auf's beste überlegt und berechnet hatte, bekam dieses Erlaubniß, auch so viel als nöthig an dem Handel Theil zu nehmen — wohlgemerkt! — so viel als nöthig, damit es mir ja

nicht das schön angelegte Spiel verderben könne. Also, lieber Feldern, ich bin so zu sagen, verliebt, und werde heirathen. — Auch so zu sagen? fällst Du mit höhnischem Lachen ein. — Nein, mein Freund, im vollen Ernste, mit allen rechtsgebräuchlichen und kirchlichen Ceremonien, damit der Knoten, der mich an eines der hübschesten und reichesten Mädchen, oder vielmehr sie an mich bindet, ja niemahls wieder, als nur durch den bittern Tod, aufgelöset werden könne. Und nun höre alles mit Aufmerksamkeit und Geduld an, was ich Dir zu sagen habe!

Im Schöndorf'schen Hause, wo Du auch einst in Deinen bessern Zeiten manches schöne Sümmchen am Spieltische fliegen ließest, lebt seit dem vergangenen Frühling Fräulein Brandner, ein hübsches, reiches Mädchen, das Mündel von der Schöndorf Bruder, das, in der größten Stille und Ehrbarkeit von einer lange verwitweten Mutter erzogen, nun von dem einsichtsvollen Vormund zu seiner Schwester in die Kost gegeben wurde, um sie mit der Welt bekannt zu machen. Ein feiner schlanker Wuchs, ein Paar dunkelblaue, schmachtende Augen, ein klarer Teint, obwohl nicht viel Farbe, seidene Haare von dem schönsten Hellbraun, ziemlich viel

natürlicher Verstand, einige Geisteskultur und artige Talente, so unaussprechlich viel Gutmüthigkeit und Leichtsinn, daß der Verstand selten zum Worte kommen kann, und, was die wichtigste und schätzenswertheste Eigenschaft ist, hundert tausend Gulden freyes, eigenes Vermögen! — Du siehst, die ganze Person ist wie vom Himmel für mich geschaffen; und wenn ich noch achtzehn oder zwanzig Jahre alt wäre, so würde ich das fest glauben. Ihre Reize werden mich beglücken, ihre Talente werden mir Ehre machen, ihr Leichtsinn wird sie vor dem Mißbrauche ihres Verstandes gegen mich, ihren künftigen Herrn, bewahren, und ihre Gutmüthigkeit sichert mir den freyen Gebrauch ihres Vermögens. Ich denke, diese Speculation wird Deinen ganzen Beyfall, wo nicht gar Deinen Neid erregen; aber sie kostet mich auch Mühe. Ich habe nicht allein ihr Herz zu erobern, ich habe auch einen gefährlichen Nebenbuhler daraus zu verdrängen, eine alte, noch aus den Kinderjahren her datirende Liebe, an der sie mit dem Eigensinne schwacher Gemüther hängt. Es ist ein junger hübscher Bursche, der Großhändler und ziemlich reich dabey ist. Das Männchen hat durch Zeit und Gewohnheit einen gewaltigen

Einfluß auf das Herz und den Verstand seiner Geliebten erhalten; aber, wie es denn gemeiniglich den Machthabern ergeht, er bedient sich seiner Übermacht mit so viel übler Laune und Tadelsucht, denkt so pedantisch und altfränkisch, und möchte das arme Mädchen, das mit unaussprechlichem Vergnügen an allen ihr ganz neuen Ergötzlichkeiten der Welt hängt, so wider allen Dank heraus reißen, und sie mit sich in eine poetisch langweilige Einsamkeit begraben, daß der Thor mir selbst die Waffen gegen ihn in die Hand liefert, und mein Spiel halb gewonnen macht. Du solltest mich aber auch sehen, mit welchem herzrührenden Anstande ich den unglücklichen und dabey äußerst bescheidenen Seladon spiele! Du würdest herzlich lachen, und auch mir entwischt oft ein unwillkürliches Lächeln, wenn ich meine Jammergestalt in einem Spiegel so von ungefähr erblicke, wie ich da sitze, seufze, in Schwermuth versunken bin, auf einmahl, durch einen ihrer gütigen Blicke wie in's Himmelreich verzückt, aus meinen Träumereyen emporfahre, ausgelassen lustig bin, und, so bald mein strenger Nebenbuhler eintritt, wieder in meine Trostlosigkeit versinke. Das Beste ist, daß die verliebten Scenen mich nicht so viel Mühe kosten, als Du

denken magst; denn das Mädchen ist wirklich recht hübsch, und ich bin so stark verliebt in sie, als es ein vernünftiger Mann in meiner Lage seyn kann.

Ein Zug ihres Charakters indessen machte mir anfangs einige Sorge. Trotz ihres jetzigen Hanges zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten — der denn im Schöndorfschen Hause reichlich genähret wird — Trotz aller Huldigungen, die alles um sie täglich ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtsinn bringet, liegt doch tief im Grunde ihres Herzens eine Anlage zur Zärtlichkeit, Empfindlichkeit, Schwärmerey, Religiosität und wie die Litaney weiter heißt, die mir manche fatale Stunde machen könnte, und jetzt schon ihre Trennung von Blum, so heißt ihr Geliebter, sehr erschwert. Doch auch da wußte mein erfinderischer Geist Mittel. Du weißt, wie ich, Trotz ihrer Verbindung mit Van der Werth, noch von alten Zeiten her mit der Valsin stehe. Das Verhältniß, das zwischen uns, als sie noch Mädchen war, und auch späterhin als Weib des geizigen Alten herrschte, macht, daß sie mich gern verbindet. Ich bin bescheiden, darauf kann sie zählen, und werde ihr kein übles Spiel machen; aber ich fordere den kleinen Freundschaftsdienst

von ihr, daß sie mir meine Künftige ein wenig für die Welt bilde, und von den albernen Vorurtheilen ihrer einsamen Erziehung befreyen helfe. Das geht nun vortrefflich. Die Valsin ist wie gemacht dazu. Ihre Verhältnisse mit dem Schöndorfschen Hause machen, daß man sie dort mit aller Achtung behandelt, ihr Verstand, ihre Talente, ihr einnehmendes Betragen ziehen das Mädchen an sie; überdieß hält die gute Närrinn die Valsin für ein Opfer des Eigennutzes, und ihr Verhältniß zu Van der Werth für eine Platonische Neigung, für ein Bedürfniß des Herzens, bedauert und entschuldiget das arme Weib, überläßt sich ohne viel Bedenklichkeit dem Zuge, der sie zu ihr führt, und geht recht willig in die Schlinge. Freylich müssen wir behutsam vorgehen; ein zu rascher Schritt, ein zu schnelles Vortreten würde alles verderben, und das verscheuchte Täubchen geradezu ihrem Galan in die Arme jagen. Aber da laß mich dafür sorgen! Es geht alles vortrefflich, und die Bekanntschaft mit der Valsin wird nach und nach zu andern, z. B. mit der Herborn führen, meine schöne Novize in die Geheimnisse der großen Welt und des wahren Lebensgenusses einweihen, zugleich ihren altfränkischen Liebhaber erbittern, Zank und

Streit veranlassen, und so die letzten Fäden abreißen, die Leonorens Herz an ihn binden. Dann ist sie gewiß mein, und ich werde eilen, bald nach diesem Zeitpuncte zur Schürzung des Knotens zu gelangen, der sie und ihre hundert tausend Gulden in meinen Besitz geben soll. Adieu, Schatz! Nächstens mehr. Meine Finger sind lahm vom ewigen Schreiben.

Siebenzehnter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

*** den 30. Novermber 1797.

Die Indier bethen die Gottheit unter drey verschiedenen Gestalten, des Schöpfers, Erhalters, und Zerstörers, an. Es sind dreyerley Äußerungen der Allmacht, jede groß, erhaben, jede der Gottheit würdig, und es ist albern, zu denken, daß eine von ihnen den Vorzug vor den andern beyden verdiene. Was geschaffen ist, muß untergehen, und aus der Zerstörung müssen neue Gestalten entstehen; das ist der Kreislauf der Dinge. Ein ermüdender, trostloser Gedanke, wenn man ihn als ein Werk des blinden Zufalls denkt! Aber wenn man mitten im Gewühle werdender und vergehender Naturen, im wilden Kampfe gährender Urstoffe ein mit

Vernunft waltendes und wollendes Wesen erblickt, dann bekommt selbst dieß wilde Bild Reiz für den menschlichen Geist. Und so ein Schiven unter seines gleichen zu seyn, wenn das Schicksal uns mit kaltem Neide die Seligkeit eines Brama oder Vischnu versagt hat, hat hohen Werth für ein Wesen, das in sich unendlichen Trieb zur Thätigkeit, und um sich nichts als Schranken sieht. Wenn mir nichts zu schaffen, zu erhalten erlaubt ist, so will ich zerstören, und in dieser Äußerung meiner Kraft das Bewußtseyn der Thätigkeit fühlen und genießen.

Leonore eilt mit raschen Schritten und blindem Muthe ihrem Untergang entgegen. Wallner und die große Welt gewinnen täglich mehr in ihrer Gunst. Durch tausend Kunstgriffe und eine Geschicklichkeit, die ich mit Vergnügen bewundern muß, weiß er sie von seiner uneigennützigen Leidenschaft zu überzeugen. Die Thörinn! Aber das ist gerade ein Mensch, wie sie ihn verdient, wie ihn ihr der Himmel zur Strafe ihres Leichtsinns in den Weg schicken mußte. Er hintergeht sie, er wird sie, wenn sie einfältig genug ist, ihm ihre Hand zu geben, um ihr Geld bringen, sie dann verlassen, sein Glück bey Andern versuchen, und sie wird vor Gram

und Reue vergehen. Blum sieht das, er fühlt, was in ihrem Herzen vorgeht, und verzweifelt. Ich sehe seine Qual, aber ich bedaure ihn nicht; denn auch er ist schwach, eine unmännliche Seele, der es an Kraft fehlt, die Fesseln zu zerreißen, die sie doch verabscheuet. Wie kindisch er sich benimmt! Wie er den einzigen Weg verfehlt, der ihn retten könnte! Ein rascher Schritt würde alles in's Geleise bringen, die ängstliche Leonore aus dem Taumel aufschrecken, ihr die Augen öffnen, und die Furcht, den noch immer theuern Jugendgeliebten zu verlieren, würde sie zu allem bewegen, was er nur immer wünschen und hoffen könnte. Aber das erlauben ihm sein Zartgefühl, seine schwärmerische Überspanntheit nicht, und so quält und grämt er sich an der Seite des abgeschmackten Geschöpfes, ohne Muth, ohne Kraft, diese peinliche Lage zu ändern.

Aber sie soll ihn nicht bekommen! Das habe ich geschworen, und werde alles aufbiethen, meinen Schwur zu halten. Ohne dieß arbeiten die beyden kläglichen Geschöpfe mir sehr in die Hand, und es ist nicht schwer, Seelen, die sich einmahl mißzuverstehen angefangen haben, vollends zu trennen; nur muß jede auf-

fallende Scene, jede Überraschung, die eine erschöpfende Erklärung oder einen schnellen Entschluß hervorbringen könnte, verhindert werden. Sie müssen sich minder oft, und nur in ungünstigen, Verdacht erregenden Lagen sehen. Besinnen Sie sich noch auf seine Cousine Lessert? Ein schönes Mädchen, das einst Ansprüche auf ihn machte, und durch Leonoren verdrängt ward! Sie wäre vielleicht als Maschine zu brauchen; nur muß sie ihre Rolle mit Gelassenheit spielen, und nicht wissen, daß sie nur Maschine ist.

Es steht viel auf dem Spiele — und die Zeit wird entscheiden. Vielleicht hören Sie bald, daß ich mich verheirathe. Schließen Sie daraus nicht, daß ich liebe. Noch nie war meine Brust von feindseligern Empfindungen erfüllt, und ich möchte wohl schwören, daß die Liebe nie mehr darin wohnen wird. Aber dennoch könnte es seyn, daß ich heirathete. Es gaukeln der Thoren genug um mich. Ich weiß, daß sie nicht mich, sondern mein Geld, das Ansehen meines Vaters u. s. w. lieben. Daran liegt nichts; ich liebe sie auch nicht, und wir betriegen uns also nicht. Der passendste aus allen für meine Absichten ist der Graf von Kelm, aus einer alten Familie, Geheimerrath, Präsident. Er sucht

mich, weil sein verschwendetes Vermögen ihm die Mittel raubt, seinen Stand mit Glanz zu behaupten. Wenn ich ihm meine Hand gebe, erhält er Geld und Credit, und ich Rang, Ansehen, Titel. Die Partie ist gleich, die Jahre nicht; doch was liegt daran? Ich werde glänzen, weil mir das Schicksal bessere Freuden verweigert hat.

Achtzehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 8. December 1797.

Ludwig! Mein Unglück wird immer gewisser, mein Untergang unvermeidlicher; und ich muß dabey stehen und unthätig zusehen, wie die Flamme, der ich nicht wehren kann, das ganze stolze Gebäude meines Erdenglücks verzehrt. Leonorens Herz ist nicht mehr ganz mein; es ist sichtlich, welche Fortschritte dieser unselige Wallner in ihrer Gunst macht, wie er mit jedem Tage mehr Raum in ihrer Seele gewinnt, und ihre Liebe zu mir durch feindselige Vergleichungen und tausend kleine Zufälle täglich abnimmt. Wir haben oft, wenn wir uns allein sehen, was freylich bey Leonorens zerstreutem Leben viel seltener geschieht, als mein Herz wünschte, Er-

klärungen, und manches Mahl Auftritte, die unsere Herzen gewaltsam zerreißen, ohne uns zum Ziele zu führen. Sie liebt mich noch, das fühle ich; sie wäre im Stande, mir auf der Stelle ihre Hand zu geben, und durch einen raschen Entschluß die drückenden Bande verworrener Verhältnisse, die sie langsam zu lösen nicht Muth und Festigkeit genug hat, zu zerbrechen. Sie hat mir das gesagt, und mit Thränen und einer Wahrheit des Gefühls betheuert, daß, daran zu zweifeln, Hochverrath an ihrer schönen Seele gewesen wäre. Ich bin überzeugt, daß es ihr ernster Wille war, mein zu werden, wenn ich diesen Augenblick des überwallenden gespannten Gefühls unedel hätte mißbrauchen wollen. Aber mein zu werden nach reifer Überlegung, die Verbindungen, die sie halten, nach und nach aufzugeben, das Schöndorfsche Haus zu verlassen, zu ihrer Schwester zu ziehen, und von dort in meine Arme überzugehen — davor, vor diesem riesenhaften Plane, wie sie ihn nannte, zitterte sie, und keine Überredung war im Stande, sie dahin zu bringen. Ach, und was war es anders, als Wallners Bild, das sie schreckte, der Gedanke an seine Leiden, an seine Trauer, wenn sie ihn zuerst kälter behandeln, dann ganz verlassen,

und endlich nicht durch Überraschung, sondern aus freyer Wahl und mit stiller Überzeugung eines Andern werden sollte? Neben her mochten auch das Stadtgeschwätz, ihr nur zu großes Wohlgefallen an dem geräuschvollen Leben, das sie führt, und einige Bekanntschaften, die ihr interessant sind, ihr Gewicht in die verneinende Schale legen. Wie dem immer seyn mag, sie war nicht zu bewegen, jenen langsamen Weg einzuschlagen, und von ihrem raschen Anerbiethen kann und werde ich nie Gebrauch machen. Soll ich sie übertäuben? Soll ich eine Aufwallung benutzen, um unauflösliche Bande zu knüpfen, damit, wenn sie aus dem Taumel erwacht, und sieht, was sie im Enthusiasmus einer edelmüthigen Aufopferung gethan hat, sie dann den Augenblick der Überraschung verwünsche, berechne, was sie verloren, und was sie dafür erhalten hat, sich an meiner Seite unglücklich fühle, an meiner Seite, der sein Glück nur in dem ihrigen findet?

Nein, Ludwig, das konnte ich nicht, und ich bin gewiß, Du wirst mich verstehen, und meine Weigerung billigen. Aber daß mich diese Erkenntniß meines unvermeidlichen Unglücks elend macht, daß meine Lebenslust, ja selbst oft meine Stand-

haftigkeit unter der drückenden Bürde meines Schicksals erliegt, das wirst Du auch begreifen, und mich bedauern. So soll ich sie denn aufgeben, die schönen Träume und Hoffnungen einer glücklichen Jugend? So soll ich das Mädchen, das ich von dem Augenblicke an, wo das Gefühl der Liebe in meiner kindischen Brust aufwachte, allein und unaussprechlich geliebt habe, die für mich, mit mir, von mir gebildet ward, in deren Armen ich mein Leben zuzubringen dachte, außer der ich nie ein Weib geliebt, kaum eines näher gekannt habe, nun allmählich und unaufhaltsam sich von meinem Herzen lösen sehen, Zeuge seyn, wie ein Band nach dem andern zwischen uns bricht, wie jede Stunde sich neue für einen Andern in diesem Herzen, das einst nur für mich empfand, anknüpfen, und so das zerreißende Gefühl meines unvermeidlichen Verlustes mit jeder Stunde, mit jedem Augenblicke neu und schmerzend empfinden? O mein Ludwig! Dazu gehört mehr Stärke, als ich besitze. Oft mache ich mir täuschende Hoffnungen, wie sich alles noch ändern, noch gut werden könnte, und in der nächsten Minute muß ich lächeln über das schwache Herz, das sich an solchen Spinnengeweben zu halten denkt. Dann blicke ich zurück in

die entflohenen Tage, auf die Zeit, wo sie noch bey ihrer Mutter, unbekannt mit der schimmernden Welt und ihren Lockungen, still und verborgen, nur für mich und unser künftiges Glück lebte; dann mahle ich mir mit einer Art von grausamer Freude die lieblichen Bilder aus, wie alles so gut hätte gehen können, wenn sie nicht in das verhaßte Haus gekommen, wenn keine Valsin, kein Wallner — o! und alle diese unglückseligen Wenn bringen mich zur Verzweiflung! Die Zukunft liegt öde, finster, wie ein Gefilde voll Nacht und Schrecken vor mir. Ich bin allein, ich bin ein Fremdling in dieser Welt, mit der ich nur durch Leonoren zusammenhänge! Und wenn dieß Band zerrissen seyn wird — Ludwig! es ist mir öfters, als müßte ich dann wahnsinnig werden, und als sollte ich es wünschen, um mein nahmenloses Elend weniger zu fühlen.

Neunzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 20. December 1797.

Womit habe ich es verschuldet, liebe Schwester, daß ich für so viele, sonst gute Menschen ein Gegenstand des Unwillens, und eine Quelle von Verdruß geworden bin, und daß wieder eben diese Menschen sich vereinigen, mich ihrerseits eben so sehr zu quälen? Ach! Gott ist mein Zeuge, er, der in mancher kummervollen Stunde auch der Zeuge meiner Thränen ist, wie ich alle meine Kräfte aufbiethen möchte, um rings um mich her nichts als Liebe und Glück zu verbreiten! Und doch wird dieß warme Verlangen, dieser aufrichtige, thätige Wille verkannt, ja sogar verfolgt. Blum hält mich für leichtsinnig, vielleicht für treulos, gewiß aber für verloren in

dem Strudel der Welt. Er glaubt keiner meiner Versicherungen, hört keine Rechtfertigung an, und sieht in mir nur die Quelle seines Unglücks. Wallner liebt mich, das ist leider nicht mehr zweifelhaft; er trauert sichtlich, seine Heiterkeit ist dahin, er betrachtet mich mit scheuen, wehmüthigen Blicken, und scheint mich mit jedem einer hoffnungslosen Leidenschaft anzuklagen, die ich Unglückliche ihm wider Willen eingeflößt habe, und die seine Ruhe untergräbt. Und nun kömmst auch Du noch, und machst mir so schmerzliche Vorwürfe, traust mir so viel Übles zu, und kränkest durch Deinen ungerechten Verdacht ein Herz, dem selbst sein Kummer ein Recht auf mehrere Schonung geben sollte! Du hältst Wallnern für listig, für verstellt, seine Treue für geheuchelt, seine Liebe für eine künstliche Rolle. Meine Schwester! Es ist sehr schwer, in einem Briefe über so etwas abzusprechen, weil es eben so schwer ist, in einem Briefe die tausend kleinen Bemerkungen mitzutheilen, aus denen nach und nach ein solches Resultat entsteht, und weil es ganz unmöglich ist, den Ton der Stimme, den Ausdruck der Züge und Blicke, auf welche eigentlich alles ankommt, zu beschreiben. Glaube mir, Therese, ich erkenne deine schwesterliche

Liebe, welche Dir jene Besorgnisse und Vorwürfe eingab, mit warmem Danke; aber traue Du mir auch so viel richtiges Gefühl und so viel Anspruchlosigkeit zu, daß ich mich nicht so leicht täuschen, und eine geheuchelte Liebe für das erkennen würde, was sie ist. Nein, Therese! Wenn Wallner mich täuschen kann, dann ist selbst die Wahrheit zweifelhaft, dann kann ich keinem andern Menschen, dann kann ich mir selbst nicht mehr trauen. Meine Ueberzeugung ist um so viel gewisser, da ich sie ganz wider meinen Willen bekommen habe. Man glaubt nur leicht, was man wünscht; wenn man etwas für wahr zu halten gezwungen wird, was man sich selbst gern abstreiten möchte, dann ist es wohl nicht mehr möglich, sich getäuscht zu haben.

Welche marternde Auftritte jetzt zwischen mir und Ferdinand vorfallen, kannst Du Dir nicht denken. Ferdinand sieht alles, was vorgeht, und fürchtet noch mehr, als wirklich ist. Auch er ist niedergeschlagen, finster, und seine Eifersucht ist durch keine Bitten, keine Versicherungen, keine Schwüre zu beruhigen. Ich sehe ihn leiden, ich möchte gern alles anwenden, was in meiner Macht steht, ihm seine Ruhe wieder zu geben; aber er fordert Unmöglichkeiten von mir, und

nur in diesen will und glaubt er sein verlornes Glück wieder zu finden. Ich soll allen Umgang mit der Valsin und Wallner, den er, wie Du, im höchsten Grade mißkennt, abbrechen, ich soll das Schöndorfsche Haus verlassen; er will es durch Beweise gegen Wichmann, die ihm zu erlangen nicht schwer seyn sollen, dahin zu bringen suchen, daß mir ein anderer Vormund gesetzt werde. Dann soll ich zu Dir auf's Land; und aus jenem stillen Aufenthalte, sobald es seine Umstände erlauben, in seine Arme übergehen.

Welcher riesenhafte Plan! Welche überspannten Forderungen! Und doch bestehet er mit der größten Festigkeit darauf. Nur so, behauptet er, könnten wir noch gerettet werden; und wenn ich ihn wirklich liebe, wenn seine Ruhe, das Glück seines Lebens noch Werth für mich haben, so soll ich mich über das thörichte Stadtgeschwätz, das ich doch allein zu fürchten hätte, hinaus setzen, und Muth genug haben, glücklich und gut zu bleiben.

Du siehst selbst, Therese, es ist nicht möglich, in jene Forderungen einzuwilligen. Wie kann ich als Mädchen, als Waise solche kühne Schritte thun, selbst handelnd auftreten, und die

Führung meines Schicksals zu übernehmen wagen? Und wenn der gewagte Plan mißlänge, wenn Ferdinand mit seinen Klagen gegen Wichmann nicht auslangte, wenn er mein Vormund, und ich in diesem Hause bleiben müßte; was würde dann mein Schicksal seyn? Welche Begegnung würde ich zu erwarten haben? Das alles habe ich Ferdinanden warm und wahr, aber leider ganz fruchtlos vorgestellt, ach! und in jeder Vorstellung sah sein gekränktes Gefühl nichts als Ausflüchte meines Nichtwollens, nichts als Beweise meiner innigen Anhänglichkeit an die große Welt, und — o Schwester! das schmerzte mich am meisten — an Wallner. Seit gestern, wo wir wieder eine solche äußerst heftige Scene hatten, ist er nun beynahe überzeugt, daß ich diesen liebe, und ihn vergessen habe. Ihn vergessen! Nein Therese — das kann ich vor Gott mir bezeugen — das ist nicht möglich, das kann nicht seyn! Diese Liebe ist zu innig mit allen Fasern meines Wesens verwebt, sein Bild zu tief, zu lange in mein Herz gegraben; ich kann, ich werde ihn nie, nie vergessen, das fühle ich. Ich habe es ihm auch mit Thränen gesagt. Er wurde gerührt, er umschlang mich, heftete sein dunkles nasses Auge mit einem unaussprechlichen

Blicke auf mich, und sagte mit seiner schönen Stimme: Gute, weiche Seele! Ich weiß, du willst mich nicht täuschen; aber du täuschest dich selbst, und ahnest es nicht, und hältst für Liebe, für Leidenschaft, was nur Macht der Gewohnheit und jugendliches Wohlwollen ist! Von diesem Gedanken war er nicht mehr abzubringen. Umsonst bath und beschwor ich ihn mit tausend Thränen, umsonst drang ich endlich darauf, ihm meine Hand auf der Stelle zu geben. Auch das nahm er nicht an, und seine Gründe waren so edel, so zartgefühlt, daß ich mich nur selbst bedauern mußte, aber nicht mehr in ihn zu dringen wagte. Er wollte meinen Entschluß nicht stürmend erlangen, er wollte keiner augenblicklichen Rührung, keinem letzten Auflodern einer halbverlöschten Flamme danken, was nur ruhigere Überzeugung und tiefes Gefühl ihm geben sollten. O Therese! Warum muß ich diesem edlen vortrefflichen Mann so viel Kummer machen? Warum führte das Schicksal mich diesem Wallner in den Weg, und erweckte in seinem Herzen eine Liebe, die ich nicht billigen, nicht anhören, und doch nicht verdammen darf? Ich liebe Ferdinanden, gewiß, ich liebe ihn; aber ich kann nicht umhin, auch Wallnern dankbar zu seyn, ihn zu

schätzen, zu bedauern, und diese Gesinnungen schreiben mir ein Betragen gegen ihn vor, das leider in Ferdinands, und, wie mir scheint, auch in mehrerer Leute Augen den Verdacht einer Erwiederung seiner Gefühle erregt. Therese! Ich bin recht bekümmert, mein Herz ist von so viel streitenden Empfindungen zerrissen, ich kann unmöglich Ruhe finden, bis nicht jener Kampf aufhört, und ich sehe doch kein Mittel, ihn zu endigen. So geht der Zirkel meiner Leiden immer in sich zurück, unaufhörlich quälend, und unaufhörlich rettungslos. Bethe für mich, Therese! Ach, wenn nicht Hülfe vom Himmel, jähe, unerwartete, entscheidende Hülfe kommt, so weiß ich mich nicht aus diesem Labyrinthe zu retten.

Zwanzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 28. September 1797.

Ferdinand hat mich nun seit jenem Tage nicht mehr besucht. Ist es Zufall? Ist es Absicht? Was es immer sey, er handelt nicht gut an mir. Er sieht, oder glaubt zu sehen, daß ich in dem Strudel, der mich umbrauset, unterzugehen Gefahr laufe; ich strecke meine Hände nach ihm aus, und er verläßt mich, kümmert sich nicht um mich, verstößt mich vielleicht aus seinem Herzen, indeß ich heiße Thränen darüber weine, daß ich ihm so viel Kummer mache. Er hat meine Hand ausgeschlagen. Anders kann ich nun seine Weigerung einmahl nicht nennen. Und warum hat er das gethan? Es ist wahr, seine Umstände for-

dern jetzt Einschränkung; aber lieben wir uns nicht? Hätte dieses beseligende Gefühl nicht hundertfältigen Ersatz für die kleinen Entbehrungen gebothen, die ja nur unsere Eitelkeit, unsere verwöhnte Sinnlichkeit, nicht die wahren Bedürfnisse des Lebens getroffen hätten? Und wo bringt er denn die Zeit zu, welche ihm sonst in meiner Gesellschaft verfloß? Ich weiß, er hat wenig Bekanntschaften, und gar keinen vertrauten Umgang; denn mit seiner Schwester Dorsing hat er größten Theils meinetwillen nie sehr übereingestimmt. Wir mochten uns schon als kleine Mädchen nie leiden. Du weißt, daß ihre Neugierde, ihre Klatschhaftigkeit, ihre Gemeinheit, wenn ich so sagen darf, sie uns allen widrig machten. Gegen mich hatte sie aber immer eine besondere Abneigung, und nahm es Ferdinanden sehr übel, daß er eine solche empfindsame Närrinn, eine Romanenheldinn, und wie die Titel alle hießen, die sie mir gab, heirathen wollte. Ferdinand ging nicht viel mit ihr um, er wird sich in seiner jetzigen Gemüthsstimmung noch viel weniger bey ihr behaglich finden, als sonst, und also gewiß nicht öfter zu ihr gehen. Wo ist er also? Wo bringt er seine Abende zu? O Therese! Ich habe eine Idee — Verdacht mag ich sie nicht nennen, denn

das wäre unedel — aber eine Möglichkeit, eine quälende Wahrscheinlichkeit. Du kennst seine Tante Lessert, und ihre wirklich hübsche Tochter Babette; du weißt, daß diese Tante mit ihrer Schwester, Blums Mutter, schon als Ferdinand und Babette noch Kinder waren, Plane für sie entworfen hatten, die nur erst später nach der Mutter Tod, als sein Vater und meine Mutter ihre alte Freundschaft erneuerten, zerstöret wurden. Das hat mir Blums Tante nie verzeihen können, und was in ihrer und ihrer Tochter Macht stand, wurde treulich aufgebothen, um ein Band zu zerreißen, das sie als einen Eingriff in ihre Rechte ansahen. Und jetzt — o Therese! ich weiß es sicher — jetzt ist Blum oft bey Lessert, bringt ganze Abende daselbst zu, begleitet das reizende Mädchen in's Theater, und wird von ihnen allen auf den Händen getragen. Ich weiß, wie sehr ein herzliches freundschaftliches Betragen ihn bestechen kann, ich weiß, wie wohl es seinem Herzen thut, mit Wärme und Theilnahme behandelt zu werden. Die Lessert ist klug genug, um jetzt alle Ansprüche zu entfernen, und bloß als theilnehmende Freundinn, als Vertraute seines Kummers aufzutreten; und das — das ist ein unfehlbarer Weg zu seinem

Wohlwollen, zu seiner innigsten Achtung. Wenn ich mir alles das vorstelle, wenn ich mir seine Weigerung, sein Ausbleiben, sein widersprechendes Betragen zusammendenke, o meine Schwester, was für traurige Resultate könnte ich daraus ziehen! Acht Tage sind es nun, seit ich ihn jede Minute mit ängstlicher Sehnsucht erwarte. — Ihm zu schreiben bey diesen Verhältnissen, würde ich gegen meine Würde halten. Daß er nicht krank ist, weiß ich von Wallnern, der ihn vor drey Tagen mit zwey Damen in der Loge sah. Wallner hatte sie nicht gekannt; ich wurde neugierig, er beschrieb sie, und Juliane, die dabey war, erkannte sogleich aus der Beschreibung, daß es seine Tante und Cousine waren. Sie kennt die Lessert sehr gut, und ist ihre Freundinn, wenn man das Freundschaft nennen kann, was Juliane zu fühlen im Stande ist, und was überhaupt in der großen Welt so genannt wird. Sie sagte sehr lässig: er kommt öfter hin, ich habe ihn selbst ein paar Mahl dort angetroffen. Ach, wie tief drangen diese hingeworfenen Worte in mein schmerzhaft gespanntes Herz! Also indeß ich mit meinen Blicken die Thür bewachte, und bey jedem Eröffnen derselben mit frohem Pochen meines Herzens ihn zu sehen hoffte, während

jede fehlgeschlagene Erwartung mich bitter schmerzte, saß er mit der schönen Cousine im Theater, und dachte auch mit keinem Gedanken an meinen Schmerz!

Und dann Wallner, der mit so inniger Wärme an jeder leisen Veränderung meines Gemüthes Antheil nimmt, der, so oft nur ein Wölkchen auf meiner Stirn schwebt, alles, was er besitzt, hingeben möchte, um es zu verscheuchen, der so froh wird, wenn er mich wieder lächeln sieht, daß ich mir um seinetwillen Mühe gebe, meinen Kummer zu verbergen, der so hoffnungslos und so treu liebt, keine Gelegenheit versäumt, wo er mich, wär's auch auf Augenblicke, sehen kann, und mit dem Winde zanken möchte, wenn er mich unsanft anweht, der — liebt unerwiedert, und verzehrt sich in stillem Gram, daß er ein Herz nicht erhalten darf, welches jener, dem es allein gehört, kränkt, und vielleicht, ach Therese, vielleicht nicht mehr achtet!

Ich werde Ferdinanden keine Vorwürfe machen, das nehme ich mir fest und unverbrüchlich vor. Babettens Nahme soll nicht über meine Lippen gehen; aber ich werde mich wohl hüthen, ihm meine Hand wieder anzubiethen, und überhaupt nicht mehr so thöricht seyn, dieß kindlich

zutrauende Gemüth mit allen seinen Fehlern und Schwächen, mit aller seiner glühenden Liebe und seinen marternden Besorgnissen vor seinen Blicken, denen vielleicht ein anderes Bild lebhafter vorschwebt, so unverhüllt zu zeigen.

Ein und zwanzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 1. Jänner 1798.

Eine feindliche Macht waltet über mein Verhältniß mit Blum, und weiß jeden Umstand, jede zufällige Begebenheit auf eine Art zu wenden, daß unser Mißverständniß immer größer, der Fäden, die zwischen unsern Seelen reißen, immer mehr werden müssen. Was ich immer beginne, was ich thue, was ich unterlasse, jener Dämon weiß es so zu nutzen, daß es Blums Argwohn gegen mich vergrößern, seine Schuld in meinen Augen vermehren muß. So erfuhr ich z. B. erst gestern Morgens, daß Ferdinand in jener Woche, wo ich mich ganz vernachlässigt geglaubt hatte, drey Mahl bey uns gewesen war, und sogar an einem Tage zwey Mahl. Aber einige Besuche, Neujahrswünsche und Anstalten für

den Neujahrstag hatten Julianen genöthiget, öfter auszugehen, und sie wußte mich mit ihrer imponirenden Art mitzuziehen, ohne daß ich die Macht hatte, es zu verweigern. Ihre Jungfer, die auch mich bedient, hatte Blum alle drey Mahl gesehen und abgewiesen, weil ich nicht zu Hause war. Sie hatte es auch ihrer Gebietherinn gemeldet; diese aber fand es nicht wichtig genug, mich davon zu unterrichten, und so brachte ich acht peinvolle Tage in tausend Besorgnissen und immerwährender Spannung des Gemüthes zu. Was muß man für ein Herz haben, um so etwas zu vernachlässigen! Sie weiß, wie theuer mir Ferdinand, wie lieb mir jeder seiner Besuche ist, und sie vergißt nur drey Mahl mir zu sagen, daß er hier war! Aber es ist wahr, dieß kalte herrschsüchtige Gemüth, das nichts kennet, nichts liebt außer sich, die ganze Welt und alle Menschen darin, selbst die nächsten besten, nur als Maschinen und Werkzeuge zu Erreichung seiner Plane betrachtet, kann nicht anders handeln. Welche Schmerzen sie mir hätte ersparen können, um wie viel freyer und leichter meine Lage gegen Blum gewesen wäre, wenn ich das gewußt, wenn ich ihm hätte schreiben, mich entschuldigen, ihm einen Tag bestimmen können, wo ich sicher

zu Hause geblieben wäre, das fällt ihr gar nicht ein. Ihre Seele kennt ja kein warmes Gefühl, und weiß nichts von den Besorgnissen, von den Qualen und Freuden der Liebe. Sie ist überhaupt ein seltsames, aber fürchterliches Mädchen. Ihrem Falkenblick entgeht nichts, und sie verbindet mit ihrem Scharfsinn so viel Eigenmächtigkeit, so viel Beredsamkeit und Sophisterey, daß es unmöglich ist, ihr etwas abzuläugnen, oder ihren Gründen zu widerstehen, wenn sie, selbst wider des Andern Ueberzeugung und Neigung, ihn zu etwas bereden will. So beherrscht sie ihre Geschwister, ihre Mutter, durch diese den Vater und das ganze Haus, und kein Mensch kann sich rühmen, von ihr geschätzt oder geliebt zu werden. Die einzige Person, die ich sie jemahls mit Achtung behandeln sah, war Ferdinand, aber auch das nur im Anfange; jetzt behauptet schon wieder ihr kalter Stolz die Oberhand, und sie beträgt sich gleichgültig, oft sogar spöttisch gegen ihn, wie gegen jeden Menschen. Aber ich vergesse im Ärger über Julianen, Dir zu erzählen, wie sonderbar, wie feindselig das Schicksal mit mir spielt.

Die letzteren Tage vor dem neuen Jahre überraschten mich; denn Trotz der zahlreichen Ge-

sellschaften, die ich immer zu sehen gewohnt war, waren sie doch die geräuschvollsten, die ich je erlebt hatte. Durch zwey Nachmittage fuhren wir im größten Staate herum, um Glück zu wünschen, und die Abende brachten wir zu Hause zu, um uns wünschen zu lassen. Eine zahllose Menschenmenge fluthete da ab und zu. Jede Stunde waren die Zimmer mit andern Gestalten erfüllt; wenn die Einen sich verloren hatten, und ich dachte, nun wird es zu Ende gehen, so kamen eben so viel, wo nicht mehr an ihre Stelle. Dieß dauerte bis ein Uhr nach Mitternacht. Obwohl mein Herz nichts weniger als ruhig war, so ergetzte mich doch das Gewühl, die Verschiedenheit der Ansichten, der Anzüge, des Betragens, und ich fühlte mich angenehm zerstreuet. Am letzten December war das Gedränge am ärgsten. Wallner trat im vollen Anzuge ein, der ihn sehr gut kleidet, weil er viel Anstand besitzt. Nachdem er der Frau vom Hause mit einer Feinheit, die ihn unendlich zu seinem Vortheil unterschied, Glück gewünscht hatte, näherte er sich mir, faßte meine Hand, und setzte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: Möchten sie recht glücklich werden, so glücklich, als ihr vortreffliches Herz es verdient, und möge nie ein un-

erfüllter Wunsch seinen Frieden stören! Seine Stimme war zitternd, als er dieß sagte. Ein Seufzer, den er nicht schnell genug unterdrücken konnte, entfloh seinen Lippen, und ein fast unmerklicher Druck der Hand erklärte nur zu deutlich den Sinn seiner Worte. Mein Herz war bewegt, mir traten Thränen in die Augen. Vielleicht mochte ich in dem wehmüthigen Gefühle den Druck erwiedert haben; denn er schoß einen funkelnden Blick auf mich, riß meine Hand heftig an seine Lippen, ruhte lange darauf, ließ sie dann plötzlich los, wie Jemand, der aus tiefen Gedanken erwacht, und verließ mich schnell. Ich sah ihm einige Secunden halb erstaunt, halb wehmüthig nach, dann drehte ich mich um, um einen Platz zum Sitzen zu suchen, als plötzlich Blum vor mir stand, der alles gehört und gesehen haben konnte, was zwischen Wallnern und mir vorgefallen war. Ich erröthete bis in die Haare; er sah mich ernst und forschend an. Ich schlug die Augen nieder, und vermochte nicht ein Wort zu sprechen. So standen wir eine Weile; endlich brach er das Stillschweigen. Was kann ich nach einem solchen Glückwunsch noch hinzu setzen? sagte er mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit in Ton und Miene: Möge er ganz in

Erfüllung gehen, und nie ein Mensch über mehr Unglück zu seufzen haben, als Baron Wallner! Bey diesen Worten bückte er sich, wandte sich schnell um, und verlor sich so geschwind in dem Gedränge, das uns umgab, daß er verschwunden war, ehe ich mich von meiner Verlegenheit erhohlen und ihm nacheilen konnte. O seine Worte ließen einen schmerzenden Stachel in meinem Herzen zurück! Ich hätte mein ganzes Vermögen darum gegeben, wenn ich ihn nur noch auf einen Augenblick hätte sprechen, ihm alles erklären, und meine Unschuld beweisen können. Er war fort; ich fand ihn nirgends, und versank in finstere Träumereyen. Wallner näherte sich mir sehr ehrerbiethig wieder, und fing ein gleichgültiges Gespräch an. Ich war mit zu vielen Gedanken beschäftiget, und er selbst spielte eine zu wichtige und für mich zu qualvolle Rolle in dem Kreise der Ideen, die mir vorschwebten, als daß ich ihm mit der gehörigen Fassung und Freundlichkeit hätte antworten sollen. Er bemerkte es sogleich, wurde sichtlich niedergeschlagen, und verließ mich und die Gesellschaft bald darauf. Ich erwartete mit Ungeduld das Ende der rauschenden Assemblee. Endlich wurde es leer; wir zogen uns in unser Zimmer

zurück, und nun fing ich an, meine verworrenen zerstreuten Gedanken zu sammeln. Nach langem Ueberlegen, Wählen und Verwerfen beschloß ich endlich, an Blum zu schreiben, um mich zu rechtfertigen, zugleich aber ein zwar achtungsvolles, doch kaltes Betragen gegen Wallnern anzunehmen, dessen Hoffnung zu nähren ich nicht berechtiget war; ja ich fand, es sey Pflicht, ihn schonend und sanft zurück zu führen in die unübersteiglichen Schranken, die meine und seine Verhältnisse uns vorschreiben. So legte ich mich zu Bette, und fand einige Beruhigung in jenen Vorsätzen, und mehr Erhohlung im Schlummer, als ich nach einem solchen Abend gehofft hatte.

Den 2. Jänner.

O meine Schwester! Was habe ich Dir zu schreiben! Gestern Morgens, als ich kaum angekleidet war, trat Juliane in mein Zimmer. Ich sah in ihren Mienen, daß sie mich den Abend vorher beobachtet hatte, und nun kam, um mit mir darüber zu sprechen. Ein heimliches Grauen überlief mich, und ich kann Dir gar nicht sagen, wie kindisch mein Herz vor diesem Examen zit-

terte. Doch nahm ich mir vor, standhaft zu seyn, und ihr nichts zu gestehen. Aber das war vergebens. Mit einer Schlauheit, mit einer Sicherheit und Consequenz, die ich, so weh mir's that, während ihres Ausfragens bewundern mußte, wußte sie mir alles, alles rein abzufragen, mich, wenn ich etwas läugnen wollte, zu überführen, aus jedem Hinterhalte hervorzutreiben, bis sie endlich alles so genau wußte, als ich selbst. Noch jetzt begreife ich kaum, wie es zugegangen ist; aber genug, sie weiß es, und ich glaube, kein Criminalrichter kann treffender, verführerischer fragen, als diese Juliane, die ich fürchte, beynahe hassen möchte, wenn ich dieses Gefühl nicht für Sünde hielte, und doch bewundern muß. Und was wollen Sie nun thun? fragte sie endlich. Ich sagte ihr, daß ich an Blum schreiben, mich wegen meiner dreymahligen Abwesenheit, als er mich die Woche vorher besuchte, entschuldigen, ihn um einen Besuch bitten, und mich dann ganz rechtfertigen wollte. Sehr wohl! antwortete sie: Aber was werden Sie ihm eigentlich sagen? „Daß er mir Unrecht thue, daß ich Wallnern bloß schätze, weil er es wirklich verdient, daß ich aber nur ihn lieben, und ihm ewig treu seyn werde,

daß sich Wallner auch wirklich keine Hoffnungen mache, und daß ich mich künftig so betragen würde, um auch jede kleine Äußerung seiner Gefühle abzuhalten.“ Hier fing sie an, laut zu lachen: Wie wollen Sie denn das anfangen? Ich sagte ihr, ziemlich verdrießlich über ihr Gelächter, was ich Dir vorher über diesen Punct geschrieben habe. „Meinen Sie denn, daß Blum Ihnen das glauben wird? Und sind Sie wirklich selbst davon überzeugt? Lorchen! fing sie jetzt auf einmahl sehr ernst an, indem sie mir die Hände auf beyde Schultern legte, und mir scharf in's Gesicht sah: Lorchen! Sie kennen sich selbst nicht, Sie täuschen sich, Sie meinen es redlich, aber — Sie lieben Wallnern. Diese Worte sprach sie langsam, gezogen, und mit einem Blicke aus, der bis in das Innerste meiner Seele zu dringen suchte. Ich erschrak; es war mir, als ob ein Blitz vor mir niederführe. Ich trat zurück, sah sie starr an, und vermochte nicht, ihr sogleich zu antworten.

Ja, fuhr sie fort: Sie lieben ihn. Der warme Antheil, den er an Ihnen seit Ihrer Bekanntschaft genommen hat, seine stille Trauer, seine unglückliche Liebe haben Sie gerührt. Sie fühlen Mitleid mit ihm, und vom Mitleid mit

einem liebenswürdigen, jungen Mann ist bis zur Liebe nur ein sehr kleiner Schritt.

Ich wollte sie unterbrechen, aber sie ließ mich nicht zum Worte kommen. Den Schritt haben Sie größten Theils auch schon gethan, sagte sie, und fing nun an, eine Menge kleiner Beobachtungen herzuzählen, die sie über mich und Wallnern gemacht hatte. Ich erschrak über den aufmerksamen Spion, den ich an ihr gehabt hatte; aber ich mußte gestehen, daß sie meist überall recht gesehen hatte. Nun ging sie weiter, und erklärte jene Erscheinungen aus meinen und Wallners Gefühlen. Sie entwickelte mein eigenes Herz mit einer Kenntniß, einer Genauigkeit, die mich zittern machte. Ich war beschämt, verwirrt, erschrocken, wenn ich so sagen darf. Sie überzeugte mich zwar nicht ganz; aber ich war doch nicht im Stande, ihr zu widersprechen. Der Sieg blieb in ihren Händen, ich mußte zuletzt zugeben, worüber mein ganzes Wesen schauderte, daß Wallner mir wirklich nicht ganz gleichgültig sey.

Und nun, sagte sie mit schneidendem Ton und einem Blicke, der mich erschütterte, nun gehen Sie hin, und schreiben Sie Ihrem Jugendfreunde, bitten Sie ihn zu kommen, rechtferti-

gen Sie sich, sagen Sie ihm, daß er Ihnen Unrecht gethan hat, daß Sie ihn ganz allein und unaussprechlich lieben, daß Wallner nichts als Ihre kalte Achtung besitzt, daß er gestern Abends ganz falsch gesehen habe, wenn er Thränen in Ihren Augen und tiefe Rührung der keimenden Liebe in Ihren Zügen gelesen hat! Das sagen Sie ihm, und nun Adieu! Sie wissen, was Sie wissen sollten. Es war, wie ich glaube, meine Pflicht, Sie über den Zustand Ihres Herzens aufzuklären, und eine Täuschung zu zernichten, die zwey edle Männer und ein gutes Mädchen, je länger sie dauerte, je unglücklicher gemacht haben würde. Was Sie künftig zu thun haben, wie Sie sich gegen Blum und Wallner betragen sollen, das muß Ihnen Ihre Vernunft und Ihre Redlichkeit vorschreiben. Nur das, liebes Lorchen, bitte ich Sie, zu bedenken, ob Ihre Denkart nach einer so genauen, und, wie mir scheint, erwünschten, Bekanntschaft mit der großen Welt besser mit der stillen Lebensart, die Ihnen Ihr Jugendfreund anweisen wird, oder mit dem fröhlicheren Gange harmoniren werde, den Sie an Wallners Seite gehen könnten. Bey diesen Worten erhob sie sich rasch, und eilte aus dem Zimmer

Ich kann Dir die Bestürzung, den Schrecken nicht genug schildern, in welche ihre Reden mich gestürzt hatten. Ja, Therese, ich fühlte, sie hatte in vielen Stücken Recht. Ich bin strafbar. Wallner ist mir mehr, als er seyn sollte. Ich habe Ferdinanden verrathen, ich habe seine Rechte gekränkt. Aber was kann ich thun? Kann ich jetzt hintreten, und es ihm entdecken? Mit welcher Stimme, mit welcher Fassung kann ich ihm eine Erklärung geben, die seine Ruhe vergiften, seine Achtung gegen mich vermindern, und bey seiner feinen und lebhaften Art zu fühlen vielleicht die gewaltsame Auflösung eines Bandes nach sich ziehen würde, an dem Trotz meiner Verirrung mein ganzes Glück hängt? Ach Therese! Welche Widersprüche in diesem Herzen! Ist es möglich? Kann man zwey Personen auf einmahl lieben? Konnte ich so tief sinken, bis zu diesem Leichtsinne, dieser Doppelherzigkeit, ich, die sonst jede Untreue, jedes zu geschwinde Vergessen eines geliebten Gegenstandes für Hochverrath hielt? Therese! Was wird aus mir werden? Ach, ich zittere jetzt davor, daß Ferdinand kommen wird! Wie kann ich vor ihm erscheinen? Wie werde ich seinen Anblick aushalten? Und doch fließen meine Thrä-

nen über sein Außenbleiben. Seit vorgestern, seit jenem unglücklichen Abend habe ich ihn nicht mehr gesehen. Gestern waren wir wieder den ganzen Tag nicht zu Hause. Es war Familientafel bey meinem Vormund, und ich war eines Theils froh, daß das Geräusch, und die laute Fröhlichkeit, welche dabey herrschte, die wehmüthigen Gefühle meines Herzens übertäubten. Als ich nach Hause kam, forschte ich bey allen Hausleuten, ob niemand hier gewesen sey. Man hatte niemand gesehen. Er war nicht gekommen; und zu schreiben, ach Therese! zu schreiben kann ich mich in dieser Gemüthsstimmung nicht entschließen. Was wird Ferdinand von mir denken? Was wirst Du denken? O verachte mich nicht, verstoß mich nicht aus Deinem Herzen, und denke besser von mir, als ich selbst es thue!

Zwey und zwanzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 6. Jänner 1798.

Ist es die Strafe der Schuld, die mich verfolgt? Muß ich eine Schwachheit meines zu weichen Herzens so bitter büßen? O was ist es, das alle meine Plane, mich zu retten, zerstört, und meinen unbedeutendsten Handlungen einen Schein gibt, der meine Schuld und meine Rettungslosigkeit vergrößert? Blum ist verreiset, zu seinem Bruder, der tödtlich krank geworden ist; ich werde ihn vielleicht viele Tage nicht mehr sehen, und den Tag, wo er Abschied nehmen wollte, mußte er mich wieder verfehlen! Am Abend nach dem Neujahrstag war unsere Gesellschaft ganz klein; nur Wallner und einige von den vertrauten Freunden des Hauses waren zugegen. Ich war niedergeschlagen, Wallner eben=

falls. Er näherte sich mir kaum, und mir war es lieb, denn er erleichterte meinen Vorsatz, ihm jede Hoffnung zu benehmen. Ich erwartete Ferdinanden. Ich zitterte, wenn die Thür aufging, weil ich seine Gegenwart fürchtete, und dennoch fiel es mir immer schwerer und schwerer auf's Herz, daß er auch heute nicht kam. Bey einer Pause, die unterm Spiele gemacht wurde, trat Wallner, der keine Partie angenommen hatte, zu mir, und fragte — o Therese, mit welcher Schüchternheit, welcher Delicatesse! — um die Ursache meines veränderten Betragens, ob er mir Anlaß zum Unwillen gegeben habe, weil ich ihm vorgestern und heute so fremd begegnet sey. Ich war äußerst verlegen, und wußte nicht gleich, was ich sagen sollte. Er drang mit sanften Klagen in mich. Gott weiß, wie ich so kopflos seyn konnte; aber es war, als wollte mir nichts anders einfallen, und so schob ich endlich, dumm genug, die Schuld auf Verstimmung und auf einige trübe Augenblicke, die ich Blums wegen gehabt hätte. Er schien mehr Sinn in meine Worte zu legen, als ich selbst; er sah betroffen aus, wollte sprechen, und schwieg doch wieder, als reuete ihn das, was er sagen wollte, verneigte sich stumm, und ging zum Spieltisch

zurück. Ich wußte mir sein Betragen nicht recht zu erklären; aber Blums Außenbleiben, und das Bild seiner schönen Cousine, das sich mir unaufhörlich vor die Seele drängte, beschäftigten mich zu sehr, als daß ich über Wallnern hätte nachdenken können. Die kleine Gesellschaft blieb zum Abendessen. Wallner nahm seinen Platz neben Julianen; ich sah ihn still und eifrig mit ihr sprechen. Mit mir redete er wenig. So verging der Abend, und ein tröstender Schlummer schloß endlich sehr spät nach Mitternacht meine thränenvollen Augen, die sich über Blums Kälte, über meine Schuld gegen ihn, und über heiße feste Vorsätze, meinen Fehler gut zu machen, müde geweint hatten.

Am Morgen kam Juliane ins Zimmer. Sie fragte mich, ob ich nicht von der Partie seyn wollte, einen künstlichen Arbeitstisch zu besehen, der bey einem Galanteriehändler stand, und erst aus England gekommen war; Wallner hätte ihr gestern davon gesagt, und werde um zwölf Uhr sie und ihre Mutter abhohlen. Ich stand eine Weile an, ob ich zusagen sollte. Sie bedenken sich? sagte sie endlich mit einem seltsamen Tone: Freylich, nachdem Sie Wallnern gestern förmlich abgewiesen haben, wissen Sie jetzt nicht so

eigentlich, ob sich's schicken wird, mit ihm auszufahren. Ich war ganz erstaunt, und fragte verwundert: Abgewiesen? Wann und wie? Dazu habe ich gar kein Recht! denn Wallner hat sich nie gegen mich erklärt. Daß weiß ich nicht, erwiederte sie: Das mögen Sie mit sich selbst ausmachen. Genug, er hat die Antwort, die Sie ihm gestern gaben, so verstanden, daß Sie seinetwegen mit Blum Verdruß gehabt hätten, und ihn deßwegen künftig kalt behandeln wollten.

Ich wurde recht ärgerlich über das Hin- und Hererzählen, und wiederhohlte Julianen, was ich Wallnern gesagt hatte. Aber, liebes Kind! erwiederte sie mit einem mitleidigen spöttischen Tone, der mich unendlich verdroß: Was heißt denn das anders, als: Ich darf nicht zu freundlich mit Ihnen seyn, weil ich sonst Verdruß mit meinem Geliebten habe. Nehmen Sie mir's nicht übel, Lorchen! Das war sehr aufrichtig, aber sehr unklug geantwortet, besonders wenn Wallner, wie Sie sagen, sich nie erklärt hat. Muß er nicht, wenn er vielleicht keine ernsthaften Absichten hatte, über ihre Schwachheit lächeln? Und wenn er sie hat, wenn er Sie wahrhaft liebt, wie ich gewiß glaube, so muß ihn ein solches Betragen tief schmerzen. Womit hat er

diese kalte Zurückweisung verdient? Worin hat seine ehrerbiethige Liebe die Ansprüche Ihres Geliebten oder Ihre Ehre gekränkt? Wahrlich, Sie treiben ihre Gewissenhaftigkeit sehr weit. Das Schlimmste an der Sache ist, daß Blum bey Weitem nicht so ängstlich ist, als Sie. Er war gestern den ganzen Tag bey seiner Cousine, und unterhielt sich sehr gut, während Sie voll übertriebener Delicatesse einen Mann tief kränkten, der in keiner Rücksicht dieß Betragen um Sie verdient hat. Bey diesen Worten zog sie ihre Brieftasche heraus, und nahm ein Billet aus derselben, das sie mir reichte. Das ist von Babetten, sagte sie: Lesen Sie's! Um zwölf Uhr kommt Wallner. Bis dahin überlegen Sie, was Sie zu thun, und wie Sie sich gegen ihn zu betragen haben!

So ging sie, wie eine Gouvernante, die ihrem Zöglinge den Text gelesen hat, und die Straffällige nun ihren quälenden Gedanken überläßt. Und das waren sie wirklich für mich, quälend im höchsten Grade. Ich hatte das Billet entfaltet, als sie noch im Zimmer war, aber vergeblich zu lesen versucht. Tausend widersprechende Vorstellungen, jede peinlicher als die andere, zerstreuten meine Denkkraft, und machten es

mir unmöglich, nur zwey Worte mit Sinn zu lesen. Endlich gelang es mir doch, und ich las. O meine Therese! Die Worte dieses Zettels werden lange in meiner Seele wiederhallen. Babette schreibt in einem muntern schäkerhaften Tone, daß sie Julianens Einladung, sie als gestern zu besuchen, nicht habe annehmen können, weil sie gar zu angenehme Gesellschaft gehabt habe. „Ferdinand — merke wohl, Therese! sie nennt ihn vertraulich nur mit dem Vornahmen — hat bey uns gespeiset, und ist Abends mit uns ins Theater gegangen. Daß ich mich köstlich unterhalten habe, brauche ich dir nicht zu versichern, und ich meine, sein Tag wird ihn auch nicht gereuet haben; denn es scheint, die Wolken, welche seine Stirn, als er zu uns kam, noch verfinsterten, waren am Abend so ziemlich gewichen. Er war heiter, gesprächig, sogar zuweilen muthwillig; kurz, der Tag war zu schön zugebracht, um nicht bald wiederhohlt zu werden.“

Also Blum war heiter, muthwillig sogar, und das bey seiner schönen Cousine? Bey mir ist er immer finster, grämlich, und mir kann es nicht gelingen, die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen. O Therese! Wie mich diese Bemerkung schmerzte, kann ich Dir nicht sagen. Daß

sie wahr war, konnte ich nicht bezweifeln, und sein Betragen bestätiget mir es ja genugsam. Warum kam er seit drey Tagen nicht? Es ist wahr, er glaubte sich am Neujahrstage von mir beleidiget; aber drängte ihn sein Herz denn nicht, mit mir darüber zu sprechen? Trieb es ihn nicht wenigstens, mir Vorwürfe zu machen? Die macht man ja gern, so lange man noch Antheil an der Person, die uns kränkte, nimmt; und nur mir macht er keine. Und ich habe mir seinetwegen so viele gemacht! Ich habe mir vorgenommen, mit so viel Ängstlichkeit über jede meiner Handlungen zu wachen, damit nur ja kein Schatten von Verdacht mehr sein Herz quäle, damit ich ihm jeden Kummer, jede Sorge erspare. Ich habe seinetwillen einen edlen Mann gekränkt, der mich aufrichtig und vielleicht zärtlicher liebt, als Blum. Solche und noch tausend quälendere, beschämendere Gedanken folterten mich, und zerissen schmerzhaft mein tief erschüttertes Herz. Lange saß ich, das fatale Billet in der Hand, an meinem Tische, und wäre vielleicht noch länger gesessen, wenn nicht die Jungfer eingetreten wäre, um mich zu erinnern, daß es Zeit zum Frisiren und Ankleiden sey. Es war halb zwölf Uhr; ich eilte, mit meinem Anzuge fertig zu werden, und

war es noch nicht ganz, als das Mädchen der Frau von Schöndorf eilig kam, um mir zu sagen, es sey angespannt, und Baron Wallner schon da. Was sollte ich thun? Sollte ich gehen? Sollte ich bleiben? Ich beschloß zu gehen; denn hatte ich nicht ein Unrecht gegen Wallnern gut zu machen, und mußte ihn, wenn er mich liebte, mein Wegbleiben nicht noch tiefer kränken? Mußte nicht, wenn er mich nicht liebte, diese übel angebrachte Sprödigkeit mich lächerlich machen? Ich ging hinüber. Er verbeugte sich, ohne sich mir zu nähern, ohne meine Hand zu küssen, was er sonst nie unterließ. Sein braunes Haar hing ungepudert, und nur nachlässig gelockt, auf seiner Stirn, und machte das ohnehin blasse Gesicht noch bleicher. Sein ganzes Benehmen trug so sichtbar das Gepräge eines tiefen Kummers, daß sogar Frau von Schöndorf, die nicht leicht etwas bemerkt, ihn darüber anredete. Er schützte Kopfweh vor, und jeder Ton seiner unterdrückten Stimme drang stechend in mein Herz. Wir fuhren fort. Während wir Frauenzimmer den Tisch besahen, der sehr schön gearbeitet war, und in zahllosen Schubladen und Fächern die Werkzeuge zu allen erdenklichen weiblichen Arbeiten, zum Schreiben, Zeichnen u. s. w. enthielt, stand

Wallner mit verschränkten Armen stumm und düster am Fenster, und sah in die fallenden Schneeflocken, die der Nordwind tobend herum jagte. Ich konnte es nicht länger aushalten; ich trat zu ihm, legte meine Hand auf seinen Arm, und fragte ihn theilnehmend, ob sein Kopfschmerz noch immer so heftig sey? Er sah mich starr und schweigend an. Sie hätten in diesem Wetter nicht ausgehen, Sie hätten sich schonen sollen, setzte ich hinzu, und erschrak selbst über die Weichheit des Tons, mit dem ich diese Worte gesprochen hatte. Er ergriff meine Hand; sein trübes Auge fing an zu funkeln. Himmlische Güte! rief er: Wie ist es möglich, so unendlich gut, und zugleich so grausam zu seyn! Ich schwieg verlegen und erröthend. Erlauben Sie mir eine einzige Frage! rief er heftig: Sind Sie mit Blum feyerlich versprochen? Das bin ich nicht, gewiß nicht, antwortete ich, vielleicht mit zu großer Heftigkeit. O dann, rief er aus, und seine Augen strahlten, dann ist noch nicht alles verloren! Er küßte meine Hand, führte mich zur Gesellschaft zurück, und hatte nun plötzlich alle seine gewohnte Munterkeit wieder.

Juliane sah bald mich, bald Wallnern forschend an, und schüttelte lächelnd den Kopf. Ich

war nun auch fröhlicher; denn ich hatte ja einem guten Menschen eine frohe Stunde gemacht. Ach Gott! Wie schnell, wie bitter ward ich wieder aus dieser leichteren Stimmung gebracht, und in meinen vorigen Kummer zurück gestürzt! Wie ich auf mein Zimmer kam, eilte mir Julianens Mädchen entgegen, und brachte mir eine Visitkarte von Blum mit p. p. c. Ich erschrack. Was soll das bedeuten? rief ich. „Herr Blum ist da gewesen, um sich zu beurlauben. Sein Bruder ist gefährlich krank; er reist heute nach Tische fort zu ihm. Ich habe ihm gesagt, er möchte nur einen Augenblick warten, Euer Gnaden wären nur mit der gnädigen Frau und Baron Wallnern ausgefahren, und würden gleich wieder kommen. Er schien sich eine Weile zu besinnen, dann aber zog er das Billet heraus, und sagte, er könne unmöglich warten, ich möchte Euer Gnaden sagen, es wäre ihm sehr leid, Sie nicht getroffen zu haben.“

Ich war so betroffen, daß ich dem Mädchen keine Antwort geben konnte. Stumm legte ich die Karte vor mir auf den Tisch, setzte mich hin, und sah sie starr an, ohne im Gewühle peinlicher Gefühle und Gedanken einen bestimmten Begriff fassen zu können. Als der Sturm in meinem In-

nern sich gelegt hatte, als ich wieder klar und deutlich zu denken vermochte, o meine Schwester! welche schmerzende Resultate zog meine Vernunft aus den feindseligen Begebenheiten und Umständen, die mich seit den letzten Tagen, ich kann wohl sagen, verfolgten! Soll ich denn wirklich von Ferdinanden gerissen werden? Sollen denn alle Bande zwischen uns sich lösen? Muß uns ein feindlicher Dämon gerade in jenen Augenblicken zusammen führen, wo aus den Umständen Mißverständnisse entstehen müssen, und ihn immer von mir entfernen, wenn ich mich gegen ihn erklären, und ein peinliches Verhältniß freundlich lösen möchte? Was wird er von mir denken? Wie schmerzend muß der Zustand seines guten, tief fühlenden Herzens seyn, wenn er jetzt mit diesem Argwohn, diesem Verdacht gegen mich dem Anblick eines sterbenden Bruders, einer verzweiflungsvollen Familie entgegen gehen soll! Nein, sagte ich zu mir selbst, was auch immer sein Verhältniß gegen Babetten seyn mag, was ihn auch bewegen mag, meine Hand auszuschlagen, und mir so kalt zu begegnen; gegen eine Lage, wie die seine, verschwindet jede Bedenklichkeit, jeder Groll, und es ist meine Pflicht, alles zu thun, was in meinem Vermögen steht, um seiner Seele, we-

nigstens auf der einen Seite, so viel Frieden und Freude zu geben, als ich kann. Ich werde ihm schreiben, ich werde mich über alles rechtfertigen, ihm jeden Umstand mit aller Wahrhaftigkeit erzählen, und dieß Herz, das so fest an dem seinen hängt, offen und wahr vor ihm zeigen. Vielleicht gibt dieß uns beyden die verlorne Ruhe wieder, und zieht ein Band wieder fester, das nur mit dem Glücke meines Lebens zugleich zerrissen werden könnte.

So dachte ich, und fand eine Art von wehmüthig süßer Beruhigung, von Hoffnung sogar in diesem Entschlusse. Ich wollte nur warten, bis Ferdinand bey seinem Bruder angekommen seyn würde, damit mein Brief ihn sicher treffe. Noch beschäftigten mich diese Entwürfe, als Juliane hereintrat, und mich fragte, ob Blum da gewesen sey, indeß wir aus waren? Ich bejahete es, und barg ihr den Verdruß und die Sorge nicht, die mir dieß abermahlige Verfehlen machte. Sonderbar, rief sie, daß er gerade jetzt kommen mußte, oder kommen wollte, wo er wußte, daß Sie nicht zu Hause wären. Er wußte es? fragte ich erstaunt. „Natürlich! Er hat uns ja fahren sehen. Er ging die Straße herauf, als wir hinab fuhren; ich habe ihn noch gegrüßt. Er hat Sie auch gesehen;

nur haben Sie ihn nicht bemerkt.“ Warum haben Sie mir nichts davon gesagt? rief ich. „Ich dachte nicht, daß es so nothwendig oder so interessant wäre, es Ihnen zu sagen, besonders vor Wallnern, vor dem ich in seiner heutigen Stimmung Blums Nahmen ungern genannt hätte. Er verdient, glaube ich, diese Schonung.“ Ich schwieg nachdenkend und verdrießlich. Es sieht beynahe so aus, hob sie an, indem sie sich von mir abwandte, und in den Büchern blätterte, die auf dem Tische lagen, als hätte er Sie nicht antreffen wollen, als hätte er diese Stunde geflissentlich ausgesucht. Ich schwieg noch immer. Auffallend ist es bey allem dem, fuhr sie fort, daß er gerade, seit dem er so oft zu Babetten kommt, die Stunde, wo er Sie treffen kann, so sehr verfehlt. Babette ist glücklicher, oder mehr zu Hause, als Sie; die trifft er immer an. — Es ist auch wahr, rief ich jetzt hastig: Ich gehe sehr oft, wahrlich zu oft aus; er muß mich wohl verfehlen. — Doch nicht öfter als vormahls, erwiederte Juliane gelassen, und fuhr fort zu blättern; es trifft sich nur jetzt immer so sonderbar. Er weiß ja doch z. B., daß Sie Abends viel zu Hause sind, um zwölf Uhr hingegen öfters spazieren fahren; und jetzt wählt er meistens diese

Stunde und läßt sich Abends wenig sehen. Das ist doch gewiß auffallend.

So währte unser Gespräch noch eine Weile fort, und Juliane träufelte langsam Tropfen für Tropfen das Gift des Verdachtes in mein Herz. Ach Therese, wenn sie die Wahrheit redete! Auffallend ist es immer, und wenigstens darf ich es bey diesen Umständen nicht wagen, ihm zuerst zu schreiben. Er wird doch an mich denken, er wird mir schreiben; dann will ich mich nach seinem Briefe richten. O meine Schwester! Wohin ist es mit uns gekommen, daß ich solcher Vorsichtigkeit, solcher kluger Maßregeln gegen Ferdinanden bedarf! Er liebt vielleicht Babetten, und ich — o Schwester! ich schlage reuig aber muthlos an mein Herz; ich weiß mir nicht zu helfen, ich — o ich bin auch nicht so ganz gleichgültig gegen Wallner, als ich es seyn sollte! — Der Himmel gebe mir, Therese, daß ich Kraft und Muth zum Kampfe gegen mein Herz, gegen mein Schicksal erhalte, daß ich aus dem Streit der Empfindungen, der Verhältnisse, in dem jetzt mein ganzes Wesen schwebt, wo nicht Ferdinands Liebe, doch wenigstens meine Treue gegen ihn, meine Wahrhaftigkeit rette.

Drey und zwanzigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette Lessert.

*** den 6. Jänner 1798.

Sie können sich Glück wünschen, liebe Babette, wenn das so fort geht, und die zweyte Hälfte unsers Planes eben so schnell und erwünscht ihr Ende erreicht, als die erste. Der Zufall thut außerordentlich viel für Sie, und ich habe weiter kein Geschäft, als hier und da ein wenig nachzuhelfen, und besonders unsere Liebenden so wenig allein beysammen zu lassen, als möglich. Alle Erklärungen, alle zärtlichen Scenen, alle Gelegenheiten zu Erinnerungen an ihre Jugendjahre, an ihre Liebe, alle Gespräche über die Zukunft müssen verhindert, oder gestört, oder durch irgend einen Umstand so modificirt werden, daß sie, statt sie einander näher zu bringen, nur dazu dienen, sie mehr zu entfernen. Ich bin da-

her, so viel ich kann, zugegen, was mir leicht fällt, da mein Zimmer neben dem Leonorens ist. Ich berede sie oft, mit mir auszugehen, und die Jungfer, die uns beyde bedient, hat ohnedieß ihre gemessenen Befehle. So gelang es mir sehr gut, Blum in der Neujahrswoche vier Mahl fruchtlos zu ihr gehen zu lassen. Bald war sie mit mir aus, bald wurde sie ohne ihr Wissen verläugnet; denn meine Cathon ist geschickt und verläßlich. Daß ihn das erbitterte, können Sie denken, und die Folgen waren ganz, wie ich sie hoffte. Er ist ohne Abschied fortgereiset. Machen Sie jetzt nur, daß ich durch Ihre Mutter oder die Dorsing zuweilen Nachrichten von seiner Reise erhalte! Sie gehörig an Mann zu bringen, wird meine Sorge seyn.

Nur eins ist zu fürchten, Leonorens unbeschreibliche, wahrhaft kindische Weichheit, in der kein bleibender Eindruck haftet, als den uralte Gewohnheiten und Jahre lang genährte Gefühle gemacht haben, und auf der andern Seite seine unbegreifliche Anhänglichkeit an dieß Geschöpf, das seiner sogar nicht werth ist. Es kommt also darauf an, die neuen Eindrücke, welche Wallner, die Welt, der Glanz und das Geräusch des neuen Lebens auf sie machen, so viel

möglich zu verstärken, und auf der andern Seite jede Blöße, die sie gibt, jeden wahren Fehler, und jeden Schein zur Waffe gegen sie zu machen, um in Blum die Überzeugung hervorzubringen, daß sie nicht mehr für ihn sey, daß er sie und sie ihn nicht mehr glücklich machen würde. Das ist schwer, aber es geht dennoch; die armen Geschöpfe arbeiten mir in die Hand, und ahnen nicht, zu welchem Bau, unter dem ihr Glück begraben werden soll, sie selbst unbewußt die Steine herbey tragen. Und begraben soll ihr Glück werden, dafür stehe ich! Sie sollen getrennt werden. Blum soll Leonoren nicht haben. Es wird von Ihrer Klugheit abhängen, ob Sie dann, wenn das Band zerrissen ist, ihre alten gegründeten Ansprüche mit Feinheit und Zartgefühl geltend machen werden, und Sie wissen, daß ich deßhalb Ihren Plan, Blum von Leonoren zu trennen, und Ihre Absichten auf ihn durchzusetzen, gleich vom Anfange gebilliget, und sehr gern die Hand dazu gebothen habe. Wäre er nicht vielleicht jetzt schon Ihr Gemahl, wenn sein phantastischer Vater nicht durch den Tod einer eifersüchtigen Frau die Freyheit erhalten hätte, die Bekanntschaft mit seiner ersten Geliebten wieder anzuknüpfen, und

seinen Sohn ihrer Tochter zu bestimmen? Lächerliche Anmaßung! Was vermißt sich der Mensch, das Schicksal eines Andern auf Jahre hinaus feststellen zu wollen! Es rollt die Zeit unaufhaltsam, es schafft und zerstört die Natur unabläßsig, und nicht der nächste Augenblick ist in unserer Gewalt. Laß den empfindsamen Vater, die zärtliche Mutter vor Jahren ihre Kinder mit einander versprechen, laß ihre weichen Seelen sich schon im voraus an dem künftigen Glücke der Kinder weiden, und in dem Bilde dieser Seligkeit Trost und Ersatz für eine eigene hingeopferte Jugend finden! Die Umstände verketten sich, der Zufall verwirrt, die Gelegenheit reißt fort, das Schicksal gebiethet, die Plane sind zerstört, die Bilder vernichtet, alles ist verschwunden, und die menschlichen Entwürfe und Anstalten stehen in ihrer armseligen Blöße da. Es ist eine Art von Freude für mich, an dieser Zertrümmerung mitwirken zu können. Der Mensch soll ja keinen Wunsch erreichen, keine Lieblings-Hoffnung erfüllt sehen; er soll elend seyn, und nur in sich selbst, in seiner Brust den Gott finden, der ihn auch über die Nothwendigkeit erhebt.

Übrigens, liebe Babette, geht alles seinen guten Weg. Wallner macht seine Sachen vor-

trefflich, obwohl er nicht halb so viel Kunst brauchte, als er anwendet, um so ein albernes Ding, wie diese Leonore, zu täuschen. Er gewinnt durch das Ansehen eines Hoffnungslosen immer mehr Platz in ihrem Herzen, und in eben dem Maße verliert Blum den seinigen. Die Valsin drängt sich mit jedem Tage mehr an sie, und zieht sie unvermerkt in den berauschenden Wirbel ihrer Gesellschaft; — auch eine Erscheinung, die ich mir auf eine einzige Art erklären kann. Was will die geistreiche muntere Frau, die noch überall mit eigenem Lichte glänzen kann, und bey Weitem nicht alt genug ist, um sich durch eine schönere Gefährtinn Huldigungen erkaufen zu müssen, mit diesem einfältigen, empfindelnden Geschöpfe? Es ist unerklärlich, wenn ich nicht eine Muthmaßung annehme, die aber sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, und Wallners Schlauheit Ehre macht. Er ist mit der Valsin, als sie noch Mädchen war, in Verhältnissen gestanden, die sie ihm jetzt noch verpflichten, oder wenigstens ihr seine Wünsche werth machen. Wie wäre es, wenn er Leonoren durch den Umgang mit der Valsin, der Heerborn und ihren übrigen Freundinnen, die so ziemlich alle gleichen Gehalts sind, nach und nach in die Grundsätze seiner Schule einweihen,

sie allmählich für ihn bilden, und zugleich desto mehr von ihrem strengen Liebhaber, der jene Weiber haßt und verabscheuet, dem der Umgang seines Mädchens mit ihnen ein Gräuel ist, entfernen wollte? Dem sey nun, wie ihm wolle, Sie sehen, daß alles, Freund und Feind, sich zu Ihrem Besten vereinigt, und wir sowohl als Wallner bald an unserm Ziele stehen werden. Wallner wird sich zwar ein Bißchen betrogen finden; denn das Ziel, das er zu erreichen denkt, ist von der Wahrheit ziemlich verschieden. Es läßt sich an den Fingern abzählen, daß er auf Leonorens Geld rechnet, um seine zerrütteten Finanzen herzustellen; aber eben so gewiß ist's, daß er sich zu große Hoffnungen macht. Ich weiß von sicherer Hand, daß er ihr Vermögen auf hundert tausend Gulden schätzt. Es ist nur siebzig tausend. Ich werde mich aber wohl hüthen, ihm das zu sagen; denn es würde seinen Eifer um dreyßig tausend Gulden kälter machen, und er ist gerade der Mann, den wir brauchen, um unsere Absichten auszuführen.

Vier und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

P** den 7. Jänner 1798.

Am Krankenbette meines geliebten Bruders, der gestern mit dem Tode rang, und den der Arzt erst diesen Morgen aus der drohendsten Gefahr zu sprechen wagte, sitze ich, und lausche auf die Athemzüge des theuern Kranken, dem ein erquickender Schlummer neue Lebenshoffnung gibt, und versuche es, Dir die Geschichte der vergangenen Tage zu erzählen, die wahrlich keine Carnevalstage für mich waren.

Ich bin in P**g, vierzig Meilen von Leonoren entfernet, und vielleicht in diesem Augenblicke von ihr vergessen. Ja, vergessen — denn um nur noch zu zweifeln, daß sie Wallnern liebt, müßte ich blind oder der eitelste Thor

seyn, der je unter der Sonne lebte. Sie liebt ihn, Ludwig, sie liebt ihn! Welche Hölle liegt in diesem Gedanken! Er darf von seiner Liebe mit ihr sprechen. Sie weiset ihn nicht ab, sie hört ihn gütig an, sie weint eine Thräne der Rührung, der Trauer, daß sie nicht sein werden kann, über seine unglückliche Leidenschaft, und ich? — O sie darf, sie soll sein werden! Dieß Herz wird keinen Einspruch thun in die Verbindung der glücklichen Liebenden. Ich werde keine Ansprüche geltend machen. Sie gehe hin in seine Arme, und genieße das Glück, das er im bunten Gefolge rauschender Freuden ihr beuth. Was hätte ich ihr anzubiethen, daß diese schimmerreichen Seligkeiten aufwöge? Ein stilles Leben im Schooße der Natur und der Häuslichkeit, einsame Freuden, unscheinbare Genüsse, und ein Herz voll treuer Liebe. Sie hat gewählt — sie hat entschieden — sie würde an meiner Seite nicht glücklich seyn. Ihr Herz ist für jenes einfache Glück nicht mehr einfach, nicht mehr unbefangen genug. O Ludwig! Welche schreckliche Überzeugungen! Sey es Zufall oder Absicht — doch wie könnte das Zufall seyn! — es wird mir schon lange sehr erschwert, sie allein zu sprechen. Abends flatterte jener unselige Mensch um sie,

unter Tags war sie entweder in Gesellschaft der beyden Fräulein vom Hause und noch anderer unbedeutender Geschöpfe, in deren gehaltlosem Geplauder sie sich doch wohl gefiel, oder — was am öftesten geschah, sie war nicht zu Hause. So suchte ich sie in einer Woche vier Mahl, und vier Mahl vergeblich. Sie mußte wissen, daß ich da gewesen war; denn ihr Mädchen hatte mich gesehen und gesprochen. Auch gegen den unbedeutendsten Fremden hätten die Gesetze der allgemeinen Höflichkeit eine Entschuldigung schriftlich oder mündlich gefordert. Mir ward sie nicht. Man wußte, daß ich da gewesen, daß ich wieder zu kommen versprochen, sogar die Stunde meiner Wiederkunft bestimmt hatte; man war dennoch wieder aus — oder ließ sich verläugnen, und würdigte mich nicht einmahl einer Entschuldigung. Ludwig, ich gestehe Dir, daß dieß Betragen meinen Zorn so sehr reizte, daß ich beynahe entschlossen war, sie nie wieder zu sehen. O was sind die Entschlüsse eines wahrhaft liebenden Herzens! Ich überredete mich, daß ich nur noch ein Mahl hingehen wollte, um ihr auf ewig Lebewohl zu sagen — und um sie gewiß zu treffen, ging ich am Neujahrsabend hin, wo die Familie gern zu Hause bleibt, um den süßen Weihrauch

von hundert Glückwünschen einzuschlürfen, und die Pracht ihrer Meublen und Kleider zu zeigen. Ich trat ein. Der erste Gegenstand, auf den mein Auge fällt, ist Wallner, der Leonorens Hand vertraulich hält, und in angelegentlichem Gespräche scheint. Ich trete näher — die glücklichen Liebenden bemerken mich nicht — ich höre ihn von hoffnungsloser Liebe reden, und Blicke voll Leidenschaft begleiten diese Worte. Sie erröthet, sie ist ängstlich, wie eine Braut, Thränen der Rührung glänzen in ihrem Auge, sie sieht ihn an, mit welchem Ausdrucke! Ludwig! So sah sie einst nur mich an! Er hätte ein Pinsel seyn müssen, um diese Blicke nicht zu verstehen! Hastig riß er ihre Hand an seine Lippen, und ruhte lange darauf; sie duldete es, ihr Auge sank nur verschämt, nicht unwillig nieder. Er ging. Nun sah sie mich. Ihr Erschrecken, ihr Stammeln waren Beweise genug wider sie, wenn ich auch nichts gesehen hätte. Sie wollte sich entschuldigen; ich ersparte ihr die Mühe, und verließ sie.

Mit zerrissenem Herzen fand ich mich eine Stunde darauf in meinem Zimmer wieder, ohne daß ich gewußt hätte, wie ich nach Hause kam. Mein Geist war zerrüttet. Trotz aller Vorbereitungen, aller Ahnungen, die ich längst von

meinem kommenden Unglücke gehabt hatte, betäubte mich doch die Gewißheit. Das abscheuliche Bild stand überall vor meinen Blicken. Lache nicht, Ludwig! Ich war Thor genug, Wallnern fordern zu wollen; der Zettel lag schon geschrieben vor mir. Nur mit Mühe gewann es meine bessere Überzeugung über mein empörtes Gefühl. Ich warf mich auf's Bett; kein Schlaf besuchte meine brennenden Augen. Am andern Tage wollte ich sie aufsuchen, ich wollte ihr Vorwürfe machen, ich wollte förmlich mit ihr brechen. O was wollte ich nicht! Sie war wieder nicht zu Hause; die Familie brachte den Tag bey ihrem Vormund zu. Am zweyten war ich schon seit mehrern Tagen zu meiner Tante gebethen, und der Tag ging so leidlich hin, als es in meiner Lage möglich war. Der herzliche Ton, die schonende und doch aufrichtige Theilnahme meiner Verwandten thaten mir wohl. O meine Seele bedurfte dieses Balsams, um sie für den folgenden Schmerz zu stählen. Als ich Abends nach Hause kam, fand ich einen Brief von meiner guten Schwägerinn. Carl war gefährlich krank, man gab alle Hoffnung auf; er verlangte mich vor seinem Ende noch ein Mahl zu sehen. Ludwig! Ich wünsche meinem Feinde, ich wünsche Wall-

nern keine Nacht, wie die war, die ich nach diesem Abend zubrachte. Am Morgen waren die Postpferde bestellt. Ich schickte sie fort, und hieß sie später wieder kommen. Ich wagte es auf die Gefahr, einen über alles geliebten Bruder nicht mehr zu sehen, ihm den letzten Trost im Tode zu rauben, weil ich Leonoren doch noch sprechen wollte. Ich wußte, daß es spät Tag bey ihr wird. Ich ging um zwölf Uhr hin — sie war mit der Schöndorf und Wallnern ausgefahren. Ludwig! Dieser letzte Schlag machte mich beynahe wahnsinnig. Ich warf mich in den Wagen — der Postillon erhielt doppeltes Trinkgeld, um recht rasch zu fahren — ich hätte mich den brausenden Pferden in den Weg werfen mögen, um mein Leben zu enden. — Laß mich über die Erinnerung dieser Reise wegeilen! Es waren die schrecklichsten Stunden meines Lebens; um mich her die unfreundlichste Natur, in mir unaussprechlicher Gram, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gleich öde und trostlos; hier Leonore treulos und allen Künsten ihres Verführers allein überlassen, dort ein sterbender Bruder, eine verzweifelnde Witwe, fünf vaterlose Waisen. Unter solchen Gedanken und Gefühlen kam ich nach P**g. Wie soll ich Dir den Eintritt in

das Haus beschreiben? Diese Stille, dieß dumpfe Schweigen, diese bleichen traurigen Gesichter, dieß scheue Ausweichen, um nicht von einer Catastrophe zu reden, die jeder nur zu wohl voraus sah. Ich fragte den ersten Bedienten, der mir begegnete, wie es ginge. Schlecht, erwiederte der Mensch: Der gnädige Herr kennet seit gestern niemanden mehr, der Doctor hat alle Hoffnung aufgegeben. Man rief meine Schwägerinn. Sie kam blaß, verweint, mit wankendem Schritte aus dem Zimmer. Ach Ferdinand! rief sie: Gottlob, daß Sie gekommen sind! — Aber, o mein Gott! zu welchen Auftritten sind Sie gekommen! Sie reichte mir die Hand, und ihre Thränen erstickten jedes fernere Wort. Jetzt begannen auch die meinigen zu fließen. Welche Macht der Sympathie und des gegenwärtigen Anschauens! Ich hatte nicht mehr gehört, als ich schon vorher wußte, ich war auf alles das vorbereitet, und doch hatte den ganzen schrecklich langen Weg über keine erleichternde Thräne meinem Herzen Luft machen können. Jetzt flossen sie häufig. Ich schämte mich nicht, sie fließen zu lassen; sie erleichterten mich unaussprechlich, ich fühlte mich gestärkter, ruhiger. Der Anblick so vielen, so gegründeten fremden Jammers gab

mir Kraft, mein eigenes Unglück zu ertragen. Wie schwanden die Klagen über eine zerstörte Liebe vor diesem nahmenlosen Schmerz einer gebeugten Witwe und fünf vaterloser Waisen in Nichts zurück! Ich schämte mich beynahe meiner vorigen muthlosen Trauer. Als wir uns beyde ausgeweint hatten, fragte ich das gute Weib, ob ich meinen Bruder sehen könnte. Ach, er wird Sie nicht kennen! rief sie schmerzhaft: Aber ich will Sie zu ihm führen, er hat so sehnlich nach Ihnen verlangt. Und nun führte sie mich in's Krankenzimmer. Ich trat an's Bett, ich ergriff meines Bruders Hand; mein Herz war voll zum Zerspringen. Willkommen, lieber Carl! sagte ich leise: Kennst du mich? Und siehe — des Kranken bleiche Züge bewegte ein schwaches Lächeln; er drückte meine Hand so, daß ich es fühlte, und nickte mit dem Kopfe. Ich sagte ihm nun, daß ich gekommen sey, weil er es verlangt habe, und daß ich, wenn er besser seyn werde, mit ihm sprechen würde. Er lächelte wieder, und legte die Hand auf's Herz mit einem Ausdruck, als wenn er mir danken wollte. Ich war unbeschreiblich gerührt. Der Wachdoctor war sehr verwundert, daß der Kranke mich erkannt hatte, indem er schon seit gestern weder seine Frau noch

Kinder gekannt, und nichts geredet hätte, ja er schöpfte sogar einige Hoffnung aus diesem Zeichen des wieder aufgeregten Bewußtseyns; aber er ermahnte mich, nicht länger zu bleiben. Ich ging zur Frau. Wie doch das Unglück sonst verständige Menschen schwach macht! Sie ließ es sich nicht nehmen, daß ihr Mann nun gewiß sterben würde; er habe nur auf mich gewartet, um zu verscheiden. Ich sagte ihr den Ausspruch des Arztes. Ein Strahl von Hoffnung blitzte aus ihren erloschenen Augen; aber gleich versank sie wieder in ihre vorige Muthlosigkeit. Sie schüttelte ungläubig den Kopf, und schien jenem Volkswahne mehr zu glauben, als dem Arzte. Wir sprachen nun von den Einrichtungen, welche sie zu treffen Willens war, wenn der gefürchtete Schlag wirklich käme. Sie hatte noch auf nichts gedacht, sich auf nichts besinnen, gar keinen Entschluß fassen können. Ach! sagte sie, es ist überall Nacht, wo ich hindenke, wo ich hinblicke. Fünf unerzogene Kinder, ein großes Handelshaus, und nun ohne ihn, der mir Vater, Führer, Freund, Alles, Alles auf der Welt war! O lieber Schwager! Ich kann gar nichts erdenken, mich auf nichts besinnen, was meine Lage nur im geringsten erleichtern könnte. Sterben, Ster-

ben wäre jetzt für mich und meine Kinder das Beste. Ich sprach ihr Muth ein, ich regte ihre Mutterliebe auf, ich versprach ihr, ihr Bruder, der Vater ihrer Kinder zu seyn, mich mit ihrem Hause zu associiren, und ihre Geschäfte wie meine eigenen zu führen. Du hättest den Ausdruck von Hoffnung, von innigem Danke, von wahrhaft kindlicher Rührung sehen sollen, der die ohnedieß angenehmen Züge des liebenswürdigen Weibes verklärte. Sie konnte eine Weile nicht sprechen. Als sie zu reden vermochte, hatte ich Mühe, sie abzuhalten, daß sie mir nicht zu Füßen fiel, um mir knieend zu danken. Ach Ludwig! Ich war selig in diesem Augenblicke, Trotz alles dessen, was noch auf meinem Herzen lag. Ich hatte ja sechs, wo nicht glückliche, doch ruhige Menschen gemacht, und der dumpfen Verzweiflung eines edlen Weibes gewehrt. Sie rief nun, Trotz meines Abhaltens, ihre Kinder, und machte ihnen meinen Entschluß bekannt. Die Kleinen umringten mich, sie küßten weinend meine Hände, und versprachen mich zu lieben, und mir zu gehorchen, wie ihrem guten Vater. Ich habe die Kinder immer geliebt; der Anblick zerriß mein Herz. Ich drückte die armen Kleinen an meine Brust, ich küßte sie, ich versprach ih-

nen mit thränenden Augen, auch ein guter Vater zu seyn. Während dieses erschütternden Auftrittes trat der Arzt in's Zimmer, und sagte uns, daß mein Bruder zu schlummern anfange, eine Wohlthat der Natur, die er seit mehreren Tagen gar nicht mehr genossen hatte. Er erwachte etwas gestärkt, aber ohne noch sprechen zu können. Ich brachte die Nacht bey ihm zu. Gegen Morgen entschlummerte er wieder. Als er erwachte, fragte er sogleich nach mir und seinem Weibe. Man hohlte mich; denn ich war, als ich ihn schlummern sah, in mein Zimmer gegangen, um nach zwey schlaflosen Nächten und ermüdenden Tagen eine Weile zu ruhen. O mein Ludwig! Welche Scene der sanftesten, rührendsten Zärtlichkeit erwartete mich in meines Bruders Zimmer! Er empfahl mir sein Weib und seine Kinder im Falle seines Todes, er dankte mir für meine Bereitwilligkeit, zu kommen, er versuchte, so viel es seine Schwäche zuließ, mir die Freude zu beschreiben, die ihm mein Anblick gestern gemacht hatte. Der Wachdoctor mußte endlich den Ergießungen seines gerührten Bruderherzens durch einen Machtspruch Einhalt thun, um ihm keine Erschöpfung zuzuziehen. Jetzt kam seine Frau mit dem Arzte, der sehr zufrieden mit sei-

nem Kranken schien, und uns versicherte, daß, wenn es bis morgen so fortginge, er uns wieder Hoffnung geben könne. Wie kann ich Dir das Wiederaufleben des guten Weibes, die ängstliche Freude, die aus ihrem Gesichte sprach, diese rege Thätigkeit, ihren Mann zu bedienen, seinen Zustand zu erleichtern, und alles zu vermeiden, was ihn von Neuem in Gefahr stürzen könnte, beschreiben? Ich sah ihr eine Weile zu, und bey dem Anblick dieser heiligen Auftritte häuslichen Glückes und ehelicher Treue fingen die Wunden meines Herzens auf's Neue zu bluten an. So hatte ich auch einst geliebt und besorgt zu werden gehofft, solche Treue, solche Liebe hatte ich von ihr, die ich nicht mehr nennen will, erwartet, so glücklich, wie mein Bruder, hoffte ich auch zu werden! Und nun — das alles zerstört, verheert, zu Grunde gerichtet durch Leichtsinn und Eitelkeit!

Die folgende Nacht war noch besser. Gestern erwachte er recht froh und so sichtlich gestärkt, daß der Arzt ihn für den Augenblick ganz aus der Gefahr sprach, und uns versicherte, daß, wenn wir durch genaue Befolgung aller Vorschriften jeden Rückfall zu verhindern suchen, er unserm geliebten Kranken in wenig Tagen eine vollkom-

mene Wiederherstellung versprechen könne. Nun ist alles wieder froh, voll Hoffnung, voll Freude. Die Kinder hohlen ihr Spielzeug wieder hervor, hüpfen und scherzen wieder, und nehmen sich voll kindlicher Liebe immer in Acht, ja nicht laut zu seyn, um dem Papa nicht zu schaden. Die Frau geht wie eine Wonnetrunkene im Hause herum, und schon zwey Mahl habe ich sie auf den Knieen in Dankgebethen überrascht. Alle Augen strahlen von Vergnügen, weil ein theures Leben geborgen ist. O Ludwig! Welche Himmel voll Seligkeit liegen in dem häuslichen Kreise! Und diese Himmel sind mir auf ewig verschlossen!

Ich werde nun so lange hier bleiben, bis ich ganz von meines Bruders Wiederherstellung überzeugt bin. Was sollte ich auch in ***! Hier bin ich mitten im Kreise guter, anhänglicher Menschen, denen meine Gegenwart wohl thut und nützt. Ich sehe im Comptoir meines Bruders nach, ich berichtige, was seine Krankheit ihn zu vollenden abhielt, ich werde von Allen mit Augen voll Liebe und Dankbarkeit betrachtet; die guten Seelen schreiben meiner Ankunft und der angenehmen Regung, die sie in den stockenden Lebensgeistern meines Carls machte, seine Heilung größten Theils zu. Es ist Täuschung, ich

weiß es; ich habe es ihnen auch gesagt, aber sie wollen es nicht glauben, und so sage ich denn nichts mehr dagegen. Es ist ja eine süße Täuschung, die mir und ihnen wohl thut. Ach, war nicht mein Glück bisher auch Täuschung? Und gäbe ich nicht gern mein Leben darum, wenn sie nie aufgehört hätte?

Fünf und zwanzigster Brief.

Leonore von Brondner an Therese Friedberg.

*** den 17. Jänner 1798 Nachts um 1 Uhr.

Es ist Ein Uhr nach Mitternacht; um mich ist alles still und ruhig. Lisette und Juliane schlafen im Nebenzimmer. Ach, wer auch schlafen könnte! In meiner Brust ist nur Aufruhr und Unruhe. O Therese! Liebe Schwester! Wo nehme ich Kraft her, die Gedanken, die sich stürmisch und eilig von allen Seiten herdrängen, zurück und in Ordnung zu halten, damit ich Dir schreiben kann, was vorgegangen ist? Das Loos über mein künftiges Schicksal ist geworfen. Ich stehe an der Schwelle einer mir noch unbekannten Zukunft, ich wage es nicht, den Blick vorwärts zu werfen; und hinter mir? O die Vergangenheit ist so abgeschnitten, so verloren — nichts, nichts von Allen, was mich einst glücklich mach-

te — nur eine wüste Leere. Und was ist's, das meiner künftig wartet? — Wer mir das sagen könnte! — Ich muß aufhören zu schreiben, und mich zu sammeln suchen.

Ich bin einige Mahle das Zimmer auf- und abgegangen, und glaube nun im Stande zu seyn, Dir die Geschichte der vorigen Tage zu erzählen. Wie spielt das Schicksal mit uns, Therese! Was ist der schwache Mensch im Drange der Umstände und Begebenheiten, die ihn gewaltsam fortreißen? Was vermag er gegen ihre unvorzusehende, unwiderstehliche Macht? Doch ich soll nicht klagen, ich soll Dir ja erzählen, so kalt, so besonnen mein Herz es im Stande ist.

Du weißt aus meinem letzten Briefe, daß Blum abgereiset war, und daß ich mit Sehnsucht einen Brief von ihm erwartete. Ach, ihm zuerst zu schreiben, erlaubte mir der Gedanke an Babetten nicht. Es vergingen vier, sechs, bis sieben Tage, und ich bekam keinen Brief. Meine Ängstlichkeit nahm zu, ich war unendlich verstimmt, und meine Phantasie mit tausend marternden Bildern erfüllt. Julianens forschendes Auge begleitete mich überall; meine veränderte Laune konnte ihr nicht entgehen. Sie drang in mich; ich konnte nicht läugnen, was die Umstän-

de ihr schon verrathen hatten. Mit einer Schonung und Theilnahme, die ich dem kalten Geschöpfe nie zugetrauet hätte, ging sie in alle meine Gefühle ein, und tröstete mich wahrhaft freundschaftlich. Auch Wallner zeigte mir so viel besorgte Zärtlichkeit, so viel Schonung meines Kummers, daß mein Herz, dem liebevolle Behandlung von jeher Bedürfniß war, sich gerührt und erleichtert fühlte. Zehen Tage nach Blums Abreise, als ich eben sehr bekümmert in meinem Zimmer saß, trat Juliane ein, und sagte mit einer sonderbaren Miene, die ich Dir nicht beschreiben kann: Ich denke, es wird Sie interessiren, Nachrichten von Blum zu hören. Ich kann Ihnen mit Zuverläßigkeit sagen, daß er sich wohl befindet, und daß sein Bruder bereits außer aller Gefahr ist. Vermuthlich wird er in einigen Tagen hier seyn. Sie war den Abend vorher bey Lessert gewesen. Ich wußte das. Eine peinliche Ideenverbindung drang sich gewaltsam meiner Seele auf. Ich zitterte, und war kaum im Stande, mit erzwungener Fassung zu sagen: Haben sie das gestern bey Lessert gehört? Sie bejahte es. Hat er an Babetten geschrieben? „Ich vermuthe; denn von ihr habe ich die Nachricht mit einer Menge kleiner Umstände über des Bruders

Krankheit.“ Ich schwieg. Liebes Lorchen! sagte sie, trat zu mir, und legte ihre Hand auf meine Schulter: Sie kennen die Welt und die Männer nicht. Glauben Sie mir, auch der beste ist des Kummers nicht werth, den ein weibliches Herz um seinetwillen fühlt. Blum ist gut, er ist verständig, er ist sogar edel; aber er ist ein Mann, und die verstehen nie, das weibliche Herz mit Schonung zu behandeln. Sie haben ihn aufgebracht, weil Sie nicht unbedingt seiner Meinung waren; er verläßt Sie, und wendet sich an eine Andere, die wenigstens für jetzt ihm alle die Unterwürfigkeit und Resignation zu haben scheint, die er als Inbegriff aller Tugenden von seiner Gattinn fordert. Das ist's, was die Bessern von uns wollen. Sie redete noch eine Weile fort; sie hätte noch länger reden können, denn ich war nicht im Stande, sie zu unterbrechen, ich hörte auch beynahe nichts von allem, was sie sprach, als die fürchterlichen Worte: Er verläßt Sie.

Als ich mich sammeln konnte, war das Gefühl des beleidigten Stolzes die herrschende Empfindung in meiner Seele. Ich stand auf: Glauben Sie mir, Juliane, ich werde nicht immer so schwach seyn, als Sie mich bisher ge-

sehen haben; aber lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen. Ich ging in's Cabinet. Der Tag verging mir, wie in einem schweren Traume. Also an Babetten hatte er geschrieben, und mir keine Sylbe! Ich war vergessen — verlassen! Die glückliche Cousine nahm meinen Platz in seinem Herzen ein, und ich Thörinn war so bewegt gewesen durch seine Lage, so geneigt, mich ihm wieder hinzugeben, jede Empfindung meiner Seele vor ihm zu enthüllen, jedes Mißverständniß zu verbannen! Diese Gedanken quälten mich den ganzen Tag über. Abends kam Wallner. Er war so vortheilhaft gekleidet, daß ich, obgleich gewohnt ihn zu sehen, doch beynahe durch seine gefällige Gestalt überrascht wurde, und sein Betragen war leidenschaftlicher, und doch schüchterner als jemahls. Wir sangen einige Duetten. Mich dünkte, er sang nie so gut, so ausdrucksvoll. Ich war freundlich gegen ihn, und zwang mich, heiterer zu seyn, als ich die vergangenen Tage gewesen war. Er schien so froh, so dankbar! Und dieß Herz, das mich so treu, so warm, so voll Zutrauen und Nachsicht gegen meine Schwächen liebt, sollte ich so bitter kränken, und einem Manne aufopfern, der — O meine Schwester! Mein schwaches Herz blutete doch bey

dem Gedanken, und Trotz aller Liebenswürdigkeit, die sich an Wallnern wirklich fand, und die mein Verstand sich geflissentlich aufzusuchen bemühte, riefen doch tausend Stimmen in mir, daß Ferdinand mir viel theurer sey als er!

Spät nach dem Theater besuchte uns Frau von Valsin, um wegen des Piquenique, den Frau von Schöndorf in einigen Tagen auf dem** schen Saale geben wollte, mit uns zu sprechen. Sie erbath sich noch einige Billets, und schlug uns dann vor, eine Französische Quadrille zu tanzen. Wallner sollte mit mir vortanzen; sie wollte mit Van der Werth, Lisette mit dem jungen Seefeld, der Valsin Bruder, (den das gute Mädchen, wie mir scheint, heimlich liebt), und eine gewisse Frau von Heerborn, die viel zu uns und Valsin kommt, mit dem jungen Schöndorf tanzen. Diese Heerborn ist ein sehr artiges Weib, deren Umgang mir nicht unangenehm wäre, und die mich auch sehr oft zu sich gebethen hat; aber ich habe bis jetzt noch immer vermieden, in ihr Haus zu kommen, und bin überhaupt nicht gern viel mit ihr, weil sie die erklärte Geliebte eines reichen alten Cavaliers ist, der ihr Haus auf einem fürstlichen Fuß unterhält. Es war mir sehr unangenehm, daß sie mit uns tanzen sollte; al-

lein die Austheilung geschah in ihrer Gegenwart, und so konnte ich nur schweigen. Nachdem wir über die Probe und alle übrigen Vorkehrungen gesprochen hatten, wurde vorgeschlagen, daß doch die Paare etwas Auszeichnendes, was sie wechselseitig kenntlich machte, haben sollten. Nun geschahen hundert bald lächerliche, bald sentimentale, bald recht artige Vorschläge; aber die Balsin und Heerborn verwarfen das Meiste, und es wurde so viel gescherzt und gelacht, daß ich in ziemlich gute Laune kam. Zuletzt hatte Jemand, ich weiß nicht wer, den Einfall, daß jeder Tänzer seiner Tänzerinn einen Blumenstrauß geben, und einen gleichen tragen sollte. Der Antrag wurde mit vielem Beyfall aufgenommen; es blieb bey den Sträußern.

Die drey Tage bis zu dem Piquenique, der vorgestern gegeben wurde, vergingen mir unter abwechselnden Geschäften, Sorgen und Gefühlen. Wir probirten die Quadrille, bereiteten unsere Anzüge, die sehr artig waren, und hatten überhaupt viel zu thun. Diese Geschäftigkeit zerstreute meinen Geist einiger Maßen, und gab seiner Thätigkeit, die bisher nur immer auf zwey mir gleich peinliche Puncte, meine Verhältnisse zu Blum und Wallnern, geheftet war,

eine angenehm ableitende Richtung. Ich kann sagen, daß ich manchen recht heiteren Augenblick, manche Zeit hatte, wo ich mich mit kindlichem Frohsinn auf das Piquenique freuen konnte. Es war ja der erste große glänzende Ball, den ich bisher in meinem eingeschränkten Leben gesehen hatte; und wie viel Genuß versprach ich mir nicht davon! Freylich blieb diese Stimmung nicht immer herrschend; es kamen auch sehr trübe Stunden, wo die Erinnerung an Blum, an seine Kälte, an seine Cousine, an den Brief, den er ihr, nicht mir geschrieben hatte, mich tief kränkte. Aber auch für diesen Schmerz fand mein Herz, das sich so gern an ein liebendes Wesen anschmiegt, dem jede Äußerung von Theilnahme so wohl thut, eine Art von wehmüthigem Trost in Wallners ungeheuchelter, unverkennbarer Liebe. So kam der vierzehnte Jänner, der Tag vor dem Piquenique. Es war Abend, und die Gesellschaft schon ziemlich zahlreich. Ich machte an einem Seitentische den Thee, und Lisette schenkte Kaffeh ein. Ein kleines Geräusch machte mich aufblicken. Ich sah auf die offene Thür hin, und — denke Dir meinen Schrecken, meine Überraschung, und — o! ich schäme mich jetzt, es zu sagen — meine unaussprechliche Freude! Fer-

dinand trat ein. Er grüßte mich mit einem so gemischten Ausdruck in Blick und Mienen, daß ich ihn Dir nicht beschreiben könnte. Meine Hände zitterten; ich war kaum fähig die Tassen hinzustellen. Er ging zuerst zur Frau von Schöndorf, und kam dann zu uns. Ich hatte noch nicht mit mir einig werden können, wie ich ihn empfangen sollte; aber ich wollte kalt, trocken seyn. O Schwester! Was sind die Vorsätze eines liebenden Herzens! Er verbeugte sich ohne zu reden, und ergriff meine Hand; er drückte sie an seine Lippen, seine Augen hingen mit einem unaussprechlichen Ausdruck an den meinigen. Ich war so beklemmt, so verwirrt, ich glaubte zu fühlen, daß seine Hand zitterte, daß er seinen Mund fester, länger als gewöhnlich, auf meine Hand drückte, ich glaubte Liebe, Reue, Trauer in seinem Blicke zu sehen. O was glaubte ich Thörinn nicht alles! Meine Vorsätze waren verschwunden, vergessen alle Kränkungen, aller Groll. Ich drückte ihm die Hand mit inniger Empfindung. Er sah mir so herzlich in die Augen. Ach, wie könnte das Verstellung oder Leichtsinn seyn! rief mein überwallendes Gefühl, und nun war die Geschichte aller vergangenen Tage versunken und verloren. Ich dachte und fühlte

nichts, als daß ich ihn wieder hatte, ihn, den ich über alles liebte! Wir haben uns lange nicht gesehen, liebe Leonore! hob er mit seiner rührenden Stimme an. „O wahrlich lange nicht! Wie geht es Ihrem Bruder? Ist er besser? Sind Sie wieder ruhig?“ Und nun schwatzten wir so herzlich, so kindlich, so ohne Zurückhaltung, wie in jenen glücklichen, ach in den besten Tagen meines Lebens! Ich schenkte ihm Thee ein, und trank zugleich mit ihm. Wir erinnerten uns lächelnd an jene Zeit, wo uns meine Mutter den Kaffeh allein an einem kleinen Seitentische gab, wie wir uns dann so froh, so glücklich dünkten, und, wenn keine Fremden da waren, immer vorzogen, aus einer Tasse zu trinken, und so beyde nach einander zu leeren. O warum mußten diese himmlischen Bilder mir gerade jetzt zurück kommen? Wie war es ihm möglich, mit dem Bild seiner Cousine im Herzen, mich jener Zeiten zu mahnen? O Ferdinand! Womit hatte ich das um dich verdient?

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Nachdem wir getrunken hatten, standen wir noch eine Weile, Hand in Hand gelegt, am Tische. Kein Wort des Vorwurfes, keine Anspielung auf vergangene Auftritte störte den reinen

Genuß dieser schönen Augenblicke, die, das weiß ich nur zu gewiß, die letzten glücklichen meines Lebens waren. Es war, als scheute sich jedes, der vergangenen Kränkungen zu erwähnen, und die schöne Stunde zu entweihen. Ich erzählte ihm vom morgigen Balle, von meiner Freude, einmahl ein solches Fest zu sehen, wovon sich meine Phantasie die lachendsten Bilder schuf. Er hörte mich freundlich lächelnd an. Ich bath ihn, auch dabey zu seyn. Sie wissen, daß ich solche Ergetzlichkeiten nicht sehr liebe, erwiederte er: Aber wenn es ihnen Freude macht, liebes Lorchen, so bitten sie Frau von Schöndorf um ein Billet für mich. Ich ging sogleich. Sie hatte keines mehr; aber mir zu Gefallen gab sie mir das von einem ihrer Neffen, und beschloß, diesen mit ihren Söhnen gehen zu lassen. Ich brachte Blum das Billet voll wahrer Freude, und plauderte noch eine Weile ganz arglos und vertraulich mit ihm. Plötzlich trat Wallner ein. Er eilte auf mich zu, und so, wie er Blum in einer vertrauten Stellung mit mir erblickte, wich er betroffen zurück. Eine finstre Wolke lagerte sich auf seine Stirn, er machte mir eine ehrerbiethige Verbeugung, wendete sich um, und verließ das Zimmer. Ich sah ihn in der Thür die Hand an

die Stirn schlagen; mein Auge folgte ihm, und Blums Augen den meinigen. Er fixirte mich, ließ meine Hand los, die er bisher immer gehalten hatte, und sagte: Es scheint Herrn von Wallner nicht lieb zu seyn, mich hier, und so zu finden; vermuthlich hat er ein Recht, sich darüber zu beklagen. Der Ton, mit dem er dieß sprach, war so beißend, und er sah mir so durchbohrend in die Augen, daß ich über und über erröthete, und etwas herstammelte, was einem Läugnen gleichen sollte. Genug, genug! unterbrach er mich: Geben Sie sich keine Mühe, mir einen Zusammenhang zu erklären, den ich nur zu wohl verstehe! Wir haben uns die letzte Zeit selten gesehen, und die Abwesenden haben immer Unrecht. Diese bittern Worte weckten auf einmahl alle schlummernden Erinnerungen an seine Kälte, und das Unrecht, das er gegen mich hatte, auf. Babette stand vor mir, der Brief fiel mir ein, und Julianens Worte „er verläßt Sie“ hallten im Innersten meiner Seele wieder. Ich antwortete etwas ziemlich Spöttisches, dessen ich mich nicht mehr erinnere. Nun war die Asche, die die Gluth täuschend verhüllt hatte, plötzlich weggeblasen, und das Feuer des Unmuths und der Eifersucht loderte in unsern beyden Herzen

hoch auf. Blum antwortete noch bitterer, und spielte auf die Scenen am Neujahrs-Abend an. Ich hätte meinem Stolz zu vergeben geglaubt, wenn ich ihm Vorwürfe hätte machen wollen. Mein Ton war also bloß kalt und ernst; aber eben dieß schien ihn noch mehr zu reizen. Jetzt kam Juliane mit Wallnern wieder in's Gesellschaftszimmer. Sie ging auf uns zu, bewillkommte Blum sehr artig, aber mit ihrem gewöhnlichen Stolze, und fing ein Gespräch über seine Reise und P** g an. Sie fragte ihn, ob er seine Tante schon gesehen habe. Er verneinte es; er sey erst vor zwey Stunden gekommen. Sollte ich ihm glauben? Mein Herz rief schüchtern Ja; aber mein Kopf wollte sich diese Überzeugung nicht aufdringen lassen. Indessen kam Lisette herbey gehüpft, um mich zu der Quadrille-Probe abzuhohlen, die im anstossenden Zimmer gehalten werden sollte. Eben recht, sagte sie, indem sie sich zu Blum wandte: Mein Tänzer ist noch nicht da. Wollen sie wohl so gütig seyn, statt seiner mit mir zu tanzen? Blum wollte sich sehr artig entschuldigen, daß er gar keine Übung in den Französischen Schritten habe; aber Lisette nahm keine Einwendung an, sie versprach ihm alle Schritte zu erlassen, er sollte nur figu-

riren. Er mußte gehorchen, und ihr folgen. Wir stellten uns an. Ich war wie im Feuer, Blum mir gegen über, ich an Wallners Hand, links die Valsin, rechts die Heerborn, und mein Bewußtseyn von seiner strengen Denkungsart in Absicht solcher Frauen! O meine Lage war höchst unangenehm! Ich sah die Blicke, die Blum auf seine Nachbarinn warf, ich sah die durchdringenden Blitze, die er auf mich und meinen Tänzer schoß; ich tanzte kopflos, und fehlte alle Augenblicke. Wallner sah mich ernst und traurig an, leise Seufzer entschlüpften seinen Lippen, aber keine Bewegung, kein Wort zeigte auch nur die geringste Vertraulichkeit an. Er hätte mit der fremdesten Person nicht zurückhaltender umgehen können. Mein Herz dankte ihm innig für diese Delicatesse. Jetzt kam die Reihe an Blum, zu tanzen. Ich erstaunte, als ich ihn mit außerordentlichem Anstand und kraftvoller Leichtigkeit die Schritte besser als alle Übrigen tanzen sah. O von welchen streitenden Gefühlen ward mein Herz in diesem Augenblicke zerrissen! Ich wußte nicht mehr, was und wie ich tanzte. Wallner zog mich wie eine Maschine dahin und dorthin, und jeder Fehler, jedes gedankenlose Hinstarren meiner Blicke schien sein Herz schmerzlich

zu verwunden. Endlich war die Quadrille zu Ende, Wallner entfernte sich mit einer stummen Verbeugung, ich wollte auch zur Gesellschaft zurückkehren; aber Blum hielt mich ab. Mit finsterem Ernste zog er mich an's Fenster, und rief: Und diese Quadrille werden Sie morgen öffentlich tanzen? Natürlich! antwortete ich mit aller scheinbaren Unbefangenheit, die mein verwirrtes Gemüth aufbringen konnte: Warum denn nicht? Weil Sie Ihren Ruf auf's Spiel setzen, erwiederte Blum heftig, weil Sie sich mit ausgehaltenen lasterhaften Weibern in eine Classe stellen. „Sie bedienen sich sehr sonderbarer, sehr harter Ausdrücke.“ Es sind die wahren, die passendsten. Was wird die Welt von Ihnen denken? Fräulein Brandner in einer so vertrauten Gesellschaft mit einer Valsin und Heerborn! Von Wallnern will ich nicht reden, ich weiß nichts bestimmt Schlechtes von seinem Charakter. Wüßte ich etwas; bey Gott! ich würde mein Leben daran setzen, Sie ihm zu entreißen! Aber so wie die Sachen jetzt stehen — Sie sind Frau über ihr Herz, Sie können damit schalten wie Sie wollen — hier zitterte seine Stimme hörbar, und mein ganzes Wesen bebte mit — von mir, von meinen Wünschen ist gar keine Rede; aber Eleo-

nore! ich beschwöre Sie um Ihres guten Nahmens, um Ihrer Tugend willen, tanzen Sie morgen diese Quadrille nicht! Mein Gott! Blum! rief ich äußerst erschüttert: Was verlangen Sie von mir? Ich kann ja unmöglich mehr absagen. — Nicht? rief er finster: Können Sie nicht einen schicklichen Vorwand erdenken? Können Sie keine Krankheit, kein Fußweh — was weiß ich was, vorschützen? Das geht nicht an, sagte ich: Man würde im Hause wohl merken, daß das nur eine Ausflucht ist: ich würde schrecklich ausgelacht werden. Immerhin, rief er, wenn kein anderes Mittel ist, der Schande zu entkommen. Oder wollen Sie lieber Ihre Ehre verlieren, als die Thoren über sich lachen lassen? Welche Ausdrücke! sagte ich, Sie nehmen alles so erstaunlich ernsthaft, ich weiß gar nicht warum? Ich sehe nichts so Schreckliches an der Quadrille. Muß ich denn darum eine vertraute Freundinn dieser Personen seyn, weil ich auch ein Mahl mit ihnen tanze? So dauerte der Streit noch eine Weile fort, als der junge Schöndorf kam, und mir sagte, Frau von Valsin wolle mir die Bouquete zeigen, die zur morgigen Quadrille gehören. Was für Bouquete? fragte Blum. Schöndorf erklärte es ihn. Sie werden

also, sagte Blum jetzt mit ausgelöschter Stimme, Sie werden den Strauß tragen, den Ihnen Wallner gibt? Sie werden seine beständige Gefährtinn seyn, und öffentlich dieß Verhältniß mit ihm bekennen? Leben Sie wohl! — Und verschwunden war er. Ich stand wie eingewurzelt. Heinrich zog mich fort: Kommen Sie doch, die Valsin wartet auf Sie. Ich folgte ihm maschinenmäßig; ich wußte nicht, was ich machte. Ich sollte die Sträußer besehen; ich that es, ich lobte sie, und ich wußte nicht, was ich gesehen hatte. Juliane bemerkte meine Bestürzung, sie zog mich auf die Seite; aber ich wollte und konnte ihr in dem Aufruhr meines ganzen Wesens nichts gestehen. Wallner ging bald fort. Ich hatte den Muth nicht, mit ihm zu sprechen. Was hätte ich ihm sagen können? Es blieben ein Paar Personen zum Souper, das Gespräch wurde allgemein; ich nahm wenig Theil daran, und suchte meine verwirrten Gedanken zu sammeln. Indessen kam ein Bedienter, und brachte meiner Kostfrau einen Brief von Herrn Blum. Sie öffnete, zog das Billet heraus, las einen Zettel, der dabey lag, schüttelte mißmuthig den Kopf, und sagte: Die Mühe hätte er sich und mir ersparen können, wenn er kein Billet ver=

langt hätte. Und nun wandte sie sich an mich: Fräulein Brandner! Herr Blum kommt nicht zum Piquenique; er hat plötzlich wieder eine Reise zu machen. Hier ist sein Billet. Ich war wie vom Blitze getroffen, und nicht im Stande, etwas zu antworten. Zu meinem Glücke wurde in dem Augenblick ein interessantes, allgemeines Gespräch auf die Bahn gebracht, und ich blieb meinen Gedanken überlassen. Endlich standen wir auf. Noch nie hatte mich ein Souper so lange gedünkt. Ich wollte geschwind fortgehen, um auf mein Zimmer zu kommen; aber Frau von Schöndorf hielt mich zurück. Es war niemand mehr da, als Juliane und ich. Sie rief mich, und sagte: Sagen Sie mir nur, Fräulein Leonore, was das für eine Geschichte mit dem Billet ist? Warum kommt Blum nicht zum Ball? Denn daß die Reise nur ein Vorwand ist, läßt sich mit Händen greifen. Ich war unaussprechlich beschämt und ärgerlich über diese unbescheidene Frage, und sagte mit einem Tone, der wohl meine Stimmung verrathen mochte, daß ich nicht mehr wüßte, als sie. Das ist nicht möglich, rief sie, das werden Sie mich nicht glauben machen. Sie haben sich gezankt; es ist etwas vorgefallen. „Nicht das Geringste." O! rief

Frau von Schöndorf: Das Räthsel läßt sich leicht lösen. Er ist aufgebracht, daß Sie morgen mit Wallnern die Quadrille tanzen. Er hat sich zwar vierzehn Tage nicht um Sie bekümmert; aber Sie hätten sich doch nicht unterstehen sollen, sich mit einem Andern zum Tanzen zu engagiren. Diese höhnische, schonungslose Bemerkung brachte mich auf's Äußerste. Ich fühlte, daß mir das Blut in das Gesicht schoß; ich hätte beynahe vor Ärger geweint. Wenn Sie's denn durchaus wissen müssen, rief ich heftig; es ist nicht Wallners, es ist der Gesellschaft wegen. Der Gesellschaft wegen? wiederhohlte Frau von Schöndorf, und schien sehr beleidigt durch diesen Ausdruck. „Er will nicht, daß ich mich mit Weibern, wie die Valsin und Heerborn ist, öffentlich in irgend einen vertraulichen Verhältnisse zeige." Bey deisen Worten brach die Frau in ein lautes höhnisches Gelächter aus, das den Ärger, sich in diesem Vorwurf mitgetadelt zu fühlen, nur schlecht verbarg: Wahrhaftig! Blum mag ein ganz guter Mensch seyn; aber die Welt kennt er nicht. Wie kann es einem vernünftigen Menschen einfallen, solche Forderungen zu machen? Wie soll man denn in der Welt leben, wenn man nur mit den Leuten umgehen will,

deren Charakter und Aufführung ganz tadellos ist? Bin ich zur Sittenrichterinn über die Leute berufen, die mein Haus besuchen? Es ist die Pflicht jeder Hausfrau, darauf zu sehen, daß keine Unanständigkeit in ihrem Hause vorfalle, und sie hat das Recht, die Leute, die sich dergleichen erlauben, davon auszuschließen; wie sich aber jedes in seinen vier Mauern beträgt, was es sich da erlaubt oder nicht erlaubt, das geht uns in der Gesellschaft nichts an, und wir haben kein Recht, uns darum zu bekümmern wir müßten denn solche Klatschmuhmen seyn, wie Frau von Dorfing, die die Lasterchronik und den ganzen Hausstand von jeher ihrer Bekannten wissen und beschwatzen will. Mein Fräulein! Wenn Sie Ihrem Liebhaber solche Pedanterien erlauben, und ihm in solchen lächerlichen Forderungen nachgeben, so werden Sie sich eine schreckliche Ruthe binden. Gute Nacht! Mit diesen Worten ging sie in ihr Cabinett, und ich und Juliane auf unser Zimmer. Als wir allein waren, sagte Juliane: Ich muß Sie der Indiscretion meiner Mutter wegen um Verzeihung bitten. Sie hatte schlechterdings kein Recht, Sie um Ihr Verhältniß zu Blum, und die Ursache Ihres Zwistes zu befragen. Ich dankte ihr, und

versicherte sie, daß ich schon alles vergessen hätte. Indessen fing sie wieder an: Wenn auch meine Mutter nicht ganz Recht hat, so hat doch Blum gewiß noch mehr Unrecht. Nun suchte sie mir zu beweisen, daß man in der großen Welt und überhaupt im Umgange mit Menschen nicht so ekel seyn könne und müsse, daß ein gemischter Umgang durch seine Mannigfaltigkeit zu unserer vielseitigen Ausbildung beytrüge, und daß es selbst in den Augen strenger Richter ein weit sicherer Beweis von der Festigkeit unsers Charakters und unserer Tugend sey, wenn wir da stehen, wo wir so Manche neben uns fallen sehen, als wenn wir unter lauter guten erhabenen Beyspielen nicht hinter ihnen zurück bleiben. In dieser Rücksicht redete sie mir mit eindringendem Ernste zu, Blums Forderungen nicht zu weichen, und da, wo mein Bewußtseyn mir keine Vorwürfe mache, mich um seinetwillen keiner Lächerlichkeit aussetzen.

Ich konnte ihr nicht ganz beypflichten, obwohl ich ihren Gründen nichts entgegen zu setzen wußte; endlich aber stand der Entschluß fest, mich in Blums Augen, der mich ohne Schonung einem solchen Auftritte Preis gegeben hatte, nicht durch eine schwache kindische Nachgiebigkeit selbst

verächtlich zu machen, und in diesem, wie in allen Fällen, wo weder mein Gewissen noch die Stimme der Welt mich verdammen, meinen geraden Gang zu gehen, und meiner Überzeugung zu folgen. Diese Betrachtungen brachten einige Ruhe in mein aufgeregtes Gemüth; ich legte mich nieder, und schlief besser, als ich es erwartet hatte.

Doch es ist vier Uhr Morgens. Ich habe drey Stunden theils geweint, theils geschrieben, meine Augen sind entzündet, ich bin ganz erschöpft, uud schaudere vor Kälte; denn das längst erloschene Feuer in meinem Kamin hat einer durchdringenden Kälte Platz gemacht, die mich bis in's Innere durchschüttert. Schlaf wohl, liebe Schwester! Ach, indessen ich hier weine und wache, schlummerst du ruhig an der Seite deines geliebten Carls, vielleicht neben einem deiner Kinder. Schlaf süß, und Gott segne deine unschuldsvolle Ruhe! Ich will versuchen, ob ich schlummern kann.

Den 17. Vormittags.

Ich habe ein Paar Stunden geruht, und will nun die Geschichte dieser unseligen Tage enden.

Vorgestern am Tage des Balls erwachte ich ziemlich spät, weil ich nur spät eingeschlafen war, und die Zeit bis zum Abend verging mit Putzen und Zurüstungen zum Piquenique so geschäftig und so schnell, daß ich dadurch zerstreut und gehindert wurde, den unangenehmen Gedanken nachzuhängen, die bey jedem Augenblick von Muße sich gewaltsam in meiner Seele drängten. Wir fuhren endlich auf den Saal, und Frau von Schöndorf empfing die Gesellschaft, die sich zu versammeln anfing. Der bunte Wechsel zahlloser, glänzender Gestalten, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Anzüge, das Geräusch, die Musik, der Schimmer von mehr als hundert Lichtern, die Eleganz des Tanzsaales und der Nebenzimmer, die geschmackvolle Einrichtung, alles das umfing meine Sinne mit einer Art von Zauber, der mich zugleich berauschte, und ergetzte. Es war der erste große Ball, den ich je gesehen hatte. Ich war überrascht, zerstreut und vergnügt, jedes trübe Bild, jede peinliche Spannung schwand aus meinem angenehm bewegten Gemüthe, ich genoß, ohne Rückblick auf die Vergangenheit und ohne Furcht vor der Zukunft, ganz wie ein Kind, nur den gegenwärtigen Augenblick, ich tanzte recht von Herzen, und

schwatzte und lachte mit fröhlichem Sinne. Wallner kam. Sein Anblick weckte zuerst die Erinnerung an meine Lage, und verstimmte den reinen Einklang aller meiner Empfindungen, in dem mir erst so wohl gewesen war. Noch mehr aber that mir der Ausdruck von Kummer weh, der so sichtlich auf seinem Gesicht und in seinem ganzen Wesen lag. Ach ich war so froh gewesen — und er, der mich so wahr, so treu liebte, litt so viel um mich und durch mich! Der Gedanke machte mich unaussprechlich weich, und mein der Freude und jedem besseren Gefühle geöffnetes Herz war sehr geneigt, ihn durch ein recht freundliches Betragen aufzuheitern, und die Fröhlichkeit, die in mir war, auch auf jedes andere Wesen, das mir lieb war, zu verbreiten. Aber er vermied mich auffallend, er sprach gar nicht mit mir, und wenig mit andern, er tanzte keinen Schritt, bis endlich kurz vor dem Souper die unselige Quadrille begann. Mein Herz schlug, als die Musik die ersten Töne angab. Ach, Blum stand vor meinem Geiste; ich sah seine zürnenden Blicke, ich hörte seine Vorwürfe, und ein weissagender Schauer überlief mich! Aber ich rief meinen Entschluß vom vorigen Abend zurück, und faßte mich wieder. Wallner kam, um mich

abzuhohlen. Ich begegnete ihm sehr freundlich; er reichte mir den bewußten Strauß. Ich steckte ihn an die Brust; er seufzte. Ich sah ihn freundlich an; er ergriff meine Hand und küßte sie mit Feuer. Nun führte er mich zum Tanze. Noch nie habe ich ihn so schön und mit so viel Anstand tanzen gesehen! Aber dennoch schob mein Herz mir alle Augenblicke ein anderes Bild zur Vergleichung vor, und da — ach da verlor Wallner. Doch das ist ja vorbey, und ich soll alle Erinnerungen verbannen.

Wir erhielten sehr viel Beyfall. Nach der Quadrille gab jeder Tänzer seiner Dame den Arm. Wallner allein ging neben mir, ohne mir den seinen zu biethen. Ich fühlte mit Schmerz, daß ich ihn den Tag zuvor sehr gekränkt, und überhaupt seine Ruhe vergiftet hatte; ich glaubte ihm durch ein sehr achtungsvolles offenes Betragen Ersatz für seinen Kummer schuldig zu seyn, und nahm daher selbst seinen Arm. Eine lebhafte Bewegung durchbebte sein Inneres; er drückte meinen Arm an sein Herz, und küßte mir so dankbar, so freudig die Hand, als hätte ich ihm mit meinem Arm eine Welt geschenkt. Er wurde nun auch offner, gesprächiger; beym Souper stand er hinter meinem Stuhle, und ich sorgte für

ihn, wie ich die andern Mädchen und Weiber thun sah. Nach dem Souper war ich zu müde zum Tanzen, und ging mit Wallnern auf und ab. Wir plauderten, und waren beyde vergnügt und munter. Jetzt gesellte sich auch Juliane und ihr Führer, Graf Kelm, zu uns, ein Mann bey fünfzig Jahren, der sehr viel Lebensart, Geschmack und feinen Ton hat. Er ist Präsident und geheimer Rath, einer von Julianens vielen Verehrern, und, wie mir seit einiger Zeit scheint, nicht der unglücklichste. Nun ward unsere Unterhaltung noch lebhafter und anziehender. Juliane war heut in ungewöhnlich guter Laune, und ihr Witz schoß, wie Blitze, treffend und schnell auf jeden Gegenstand. Auch der Graf blieb nicht hinter ihr zurück. Doch zuletzt dünkte mich diese Art von Unterhaltung zu sehr ins Beißende überzugehen. Dieß verwundete mein Gefühl, und machte mich stumm. Auch Wallner sprach wenig mit, was mir sehr gefiel; nur Juliane und der Graf setzten ihr Gespräch, einen Wettstreit von Witz und Bosheit, eifrig fort. Während wir so sassen, nahte sich uns der jüngere Bruder des Grafen Van der Werth, der mit einer Gesellschaft auf der Redoute gewesen war, und erst jetzt zum Piquenique kam. Man fragte sich gegenseitig al-

lerley, ob viel Menschen und Bekannte auf der Redoute waren, u. s. w. Van der Werth nannte mehrere, unter andern die Frau von Lessert und ihre Tochter, die er mit Blum begegnet hatte. Wie mir in diesem Augenblicke zu Muth war, kann ich Dir nicht sagen. Meine Sinne schwanden, die Kronleuchter tanzten vor meinen Augen, die Gesellschaft schien sich im Wirbel um mich zu drehen, und endlich das Ganze in eine formlose Masse zu zerfließen. Ich fürchtete eine Ohnmacht, und hielt mich nur mit Mühe aufrecht. Juliane sah mich scharf an. Das war also die Reise? flüsterte sie mir in's Ohr, und ich dachte zu Boden zu sinken. Wallners Auge betrachtete mich ängstlich. Ihnen ist nicht wohl, sagte er leise, aber heftig, und faßte mit inniger Theilnahme meine Hand. Ich drückte die seinige. O wie unendlich wohl that mir dieser freundliche Antheil in dem Augenblicke, wo ein Wesen, das ich über alles geliebt hatte, mich kaltsinnig einer Andern aufopferte! Es wird vorüber gehen, sagte ich, mir ist nur ein wenig schwindlich. Er schlug mir vor, den Saal zu verlassen, wo es sehr heiß war; ich wollte nicht, um kein Aufsehen zu erregen, und raffte alle meine Kräfte zusammen, um mich zu fassen. Es gelang mir auch

endlich, und ich war gesammelt genug, um mich wieder in's Gespräch zu mischen; aber meine Heiterkeit, der Frohsinn, mit dem ich den Anfang des Balles genossen hatte, waren dahin. Ich erwartete mit Sehnsucht die Stunde der Rückkehr, um zu Hause ungestört den quälenden Gedanken nachzuhängen, die hier, zurückgedrängt und verläugnet, mit stechendem Schmerz in meiner Brust wütheten. Wallner gewann in dieser Nacht unendlich in meiner Achtung; und das war die einzige beruhigende Empfindung, die ich hatte. Er behandelte mich mit der Zärtlichkeit eines Bruders, und mit der Sorgfalt eines theilnehmenden Arztes. Endlich ward es fünf Uhr Morgens, und Herr von Schöndorf wollte mit Lisetten nach Hause fahren. Ich bath, daß er mich mitnehmen möchte; denn seine Frau und Juliane blieben bis ganz zu Ende, und das war erst um sieben Uhr. So kam ich nach Hause, und lag nach dem erschöpfenden Balle noch lange schlaflos, und von tausend traurigen Gefühlen und Ahnungen gefoltert, bis endlich ein wohlthätiger Schlummer meine verweinten Augen schloß. Ich erwachte spät, ermattet, und mit heftigem Kopfschmerzen. Ach, mir waren noch ärgere Schmerzen bestimmt! Kaum hatte ich mich an-

gezogen, als mein Mädchen hereintrat, und mir den Brief brachte, den ich Dir hier beyschließe.

O meine Schwester! Welch ein Brief! Hat Ferdinand so schreiben können, er, der Gespiele meiner Kindheit, der Vertraute, der einzige Geliebte meiner Jugend, er, der einst nur für mich zu leben schien! Zerrissen sind die heiligen Bande, zerstört jede Hoffnung auf künftiges Glück! Ich bin allein, ganz allein auf der Welt!

Meine Thränen, die seit gestern Morgens fast nicht aufgehört haben zu fließen, die ich nur, so lange ich schrieb, mit Mühe zurückhielt, strömen jetzt, daß ich beynahe das Papier nicht sehe. Und ich soll glauben, daß die Veränderung meiner Lebensart, meines Geschmacks allein ihn zu diesem Schritte vermocht hat? Nein, nimmermehr! Wenn auch unselige Mißverständnisse, und ein triegerischer Schein unsere Herzen auf Augenblicke entzweyen konnten: waren ihm mein Besitz, meine Ruhe, ach Therese! mein ganzes irdisches Glück nicht der Mühe werth, zu untersuchen, ob ich so gewaltig Unrecht hätte, mich liebvoll zurecht zu weisen, Geduld mit meinen Schwächen zu haben? Aber wie? Geduld? Habe ich ihm nicht selbst meine Hand angebothen? Habe ich nicht in ihn gedrun-

gen, unser Bündniß schnell zu vollziehen? Hat er es nicht abgeschlagen? Und ich soll glauben, daß ich allein Schuld hätte? O nein! nein! Er liebt Babetten, das ist klar, das ist unwiderleglich, und er ergreift hastig diese Gelegenheit, um sich von mir zu trennen, und Ansprüche zu vernichten, die sein neues Glück hindern könnten. Er verläßt mich. O meine Schwester! Fühle mit mir den gränzenlosen Jammer, der in diesen Worten für Deine arme Leonore liegt! Ich kann nicht mehr schreiben.

Sechs und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Leonore von Brandner.

(Im vorigen eingeschlossen.)

*** den 16. Jänner 1798.

Es ist schon sehr lange her, daß unsere Herzen angefangen haben, sich mißzuverstehen. Ohne in die Ursachen und Verhältnisse tiefer einzudringen, welche diese Veränderung hervorgebracht haben, beschwöre ich Sie bloß, zu glauben, daß es das einzige höchste Ziel aller meiner Bestrebungen war, diese Mißverständnisse zu enden. Wie ohnmächtig der menschliche Wille im Kampfe gegen das Schicksal sey, hat die Geschichte der letzten Monathe mich gelehrt. Jene Umstände und Beziehungen wurden so mächtig, so unwiderstehlich, daß wir beyde uns jetzt auf einem Puncte befinden, von dem wir diese — Überzeu-

gung habe ich zu theuer erkauft, um sie nicht für unbestreitbar zu halten — weder vor= noch rückwärts gehen können. Lassen Sie uns also, mein Fräulein, Bande vollends lösen, welche durch tausend Ereignisse und Mißverständnisse längst so lose geworden sind, daß sie nur mehr der Form, nicht dem Wesen nach bindend seyn können, und einen Schein ablegen, der für Sie und mich bloß drückend und unbequem seyn kann.

Gnädiges Fräulein! Es ist nöthig, es ist unausweichlich, daß wir uns trennen. Jedes von uns wird künftig seinen Weg allein gehen; aber es wird immer ein tröstendes und theures Bewußtseyn bleiben, wenn ich hoffen kann, daß Ihre Achtung, die ich nicht verwirkt zu haben glaube, auch in der Entfernung dem Freunde ihrer Kindheit folgt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Leonore

Bd.: 1

Wien 1820

P.o.germ. 1811 w-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124675-8